

„Ja – među“.
Identitätskonstruktion zu Kriegszeiten
im „Dnevnik Žerebcovoj Poliny“

Bachelorarbeit im Fach Russisch
B.A. Russisch/Französisch mit Lehramtsoption
HU Berlin

Vorgelegt von:
Katharina Mechthild Rutzen

1.Gutachterin: Prof. Dr. Susanne Frank
2.Gutachter: Prof. Dr. Heinrich Kirschbaum

Berlin, den 18. September 2014

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung und Fragestellung.....	3
2 Theoretische Grundlagen.....	6
2.1 Fakt und Fiktion.....	7
2.1.1 Das „human document“.....	9
2.1.2 Das Tagebuch.....	11
2.1.3 Die Autobiographie.....	13
2.2 Zugehörigkeit und Abgrenzung.....	14
2.2.1 Identität.....	15
2.2.2 Postkoloniale Ansätze.....	16
2.2.3 Transdifferenz.....	19
3 Eigene Analyse	21
3.1 Personenkonstellation.....	25
3.2 Räumliche und zeitliche Aspekte.....	32
3.3 Schlüssel“motive“	37
4 Fazit.....	41
5 Literaturverzeichnis.....	44

1 Einleitung und Fragestellung

Das Tagebuch der Polina Žerebcova (*Dnevnik Žerebcovoj Poliny*, Moskau: Detektiv Press, 2011), in dem die Autorin ihre Jugend während des zweiten Tschetschenienkrieges beschreibt, ist 2011 in Russland in einer überschaubaren Auflage von 2000 Exemplaren erschienen. Bisher existiert lediglich eine Übersetzung ins Französische. Dennoch hat das Buch in den unabhängigen Medien in und außerhalb von Russland einige Aufmerksamkeit erregt und ist, nachdem zunächst an seiner Echtheit gezweifelt wurde, zu einer Art Geheimitipp geworden. Vor Kurzem ist ein weiterer Teil des Tagebuchs unter dem Titel „Ameise im Glas“ (*Muravej v stekljannoj banke*, Moskau: Corpus, 2014) erschienen.

Žerebcova, die mit einem Thema an die Öffentlichkeit drängte, das „der Macht“, wie es auf Russisch so schön heißt, unbequem ist, lebt inzwischen in Finnland im Exil. Die Verfasserin sagt in Interviews mit französisch- und englischsprachigen Medien, dass es ihr Ziel war, Zeugnis abzulegen und von einem Krieg zu berichten, über den allzu lange geschwiegen wurde. Sie will mit ihrem Buch aufrütteln und aufzeigen, wie die russischen Machthaber durch ihre Entscheidungen unzählige Menschenleben zerstört haben. Sie sieht den Krieg nicht als eine Auseinandersetzung zwischen Völkern, sondern zwischen kriminellen Gruppierungen, die ihre Interessen gewaltsam durchsetzen wollen, auf der einen und der schutzlosen Zivilbevölkerung auf der anderen Seite.

Über den zweiten Tschetschenienkrieg (offiziell 1999-2009), der seitens der Russischen Föderation als Antiterroroperation bezeichnet wurde, gibt es inzwischen einiges zu lesen, obwohl damals die journalistische Berichterstattung behindert wurde bzw. sehr einseitig erfolgte. Dennoch hat sich ein Gegendiskurs zur offiziellen Darstellung und Einordnung der Kriegshandlungen in Tschetschenien entwickelt, die Verletzung von Menschenrechten durch alle Konfliktparteien wurde angeprangert: Weltweit bekannt geworden sind die Reportagen der 2002 ermordeten Journalistin Anna Politkovskaja (2003), es existieren aber auch literarische Verarbeitungen wie etwa *Die Farbe des Krieges* von Arkadij Babčenko (Arkadi Babschenko, 2006) oder *Ja – čečenec* (2006) von German Sadulaev und die Sammlung von Zeitzeugenberichten *Každyj molčit o svoem: istorija odnoj vojny* (Graždanskoe sodejstvie, 2013) u.a.

Die meisten Texte, die auf die Ereignisse ab 1999 Bezug nehmen, haben eines gemeinsam: Sie sind retrospektiv, wurden also Monate oder Jahre später zu Papier gebracht. Nicht so das *Dnevnik Žerebcovoj Poliny*, welches Tag für Tag, bis auf einige wenige Rückblicke, zeitlich

sehr nah an den Ereignissen zu Papier gebracht wurde. Die Nachträglichkeit fehlt bei Žerebcova. Nichtsdestotrotz wird eines schnell deutlich, wenn man sich länger mit Žerebcova als Person beschäftigt: Der Krieg und seine Folgen waren für die Verfasserin auf traumatische Weise prägend. Über zehn Jahre danach hat Polina Žerebcova es nicht geschafft, sich von diesem Krieg zu „emanzipieren“. Sie ist nicht, wie sie es in ihrem Tagebuch geträumt hatte, Schriftstellerin geworden, verfasst keine Romane - weil sie auf dieses eine Thema, diesen einen Krieg und die damit verbundene persönliche Tragödie fixiert bleibt und in dem, was sie schreibt, seien es Erzählungen oder Kommentare in ihrem Blog, immer und immer wieder auf die damaligen Ereignisse in Tschetschenien Bezug nimmt, sich nicht von ihnen lösen kann.

In den offiziellen russischsprachigen Medien konnte ich keine Hinweise auf Žerebcovas Publikation finden, lediglich kurze Notizen bei den oppositionellen Radiosendern Echo Moskvy und Radio Svoboda sowie in etlichen Internetforen und Blogs, viele davon mit Kaukasus-Bezug. Die Besprechungen sind oft polemisch und einseitig, es geht nie wirklich um Žerebcovas Tagebuch, sondern um das große Ganze: ob die Tschetschenienkriege gerechtfertigt waren oder nicht. Auch in englisch- und französischsprachigen Medien wie BBC, France Culture, France 24 oder RFI wurde das Buch vor allem als Politikum besprochen. Polina Žerebcova tritt dort in Interviews weniger als Autorin auf, sondern eher als Zeitzeugin und Anklägerin, als betroffen machendes Opfer eines brutalen, machtbesessenen Regimes. Der Text selbst wird nur am Rande erwähnt und fungiert lediglich als Gesprächsanlass. Es scheint sich also, diesen Besprechungen und Interviews zufolge, um einen Text zu handeln, der nicht unbedingt aufgrund literarisch-ästhetischer Qualitäten lesenswert ist. Die einzige mir bekannte Rezension, die Polinas Tagebuch tatsächlich auch eine gewisse Literarizität zuspricht, ist die des Journalisten Ostap Karmodi (2011). Karmodi konzentriert sich auf die Darstellung von Gewalt bei Žerebcova und insbesondere auf eine Episode, in der russische Soldaten die Menschen aus Polinas Haus versammeln, abführen und so tun als würden sie sie exekutieren wollen. Ein kleiner Junge flüstert Polina zu, die Soldaten seien nicht echt, denn echte russische Soldaten würden so etwas niemals tun. Sie seien „killer aliens“ bzw. „ubijcy-prišelcy“ (Žerebcova 2011, S.119) aus einer anderen Galaxie. Karmodi mutmaßt, dass das Buch nur in einer so kleinen Auflage erscheinen konnte und so wenig Aufmerksamkeit bekommt, weil es der russischen Gesellschaft einen Spiegel vorhält. In diesem Spiegel seien „killer aliens from another galaxy“ zu sehen. Deshalb wolle auch niemand genauer hinschauen.

Ich möchte an dieser Stelle anknüpfen, da ich denke, dass sich Žerebcovas Text doch mehr abgewinnen lässt als die Betroffenheit der Leser/innen angesichts der katastrophalen Lage der Zivilbevölkerung während der Tschetschenienkriege. Auch ich bin auf Polina Žerebcovas Buch zunächst über einen rein thematischen Zugang gekommen. Ich wollte mehr über den Konflikt in Tschetschenien erfahren und interessierte mich für die Stimme eines vierzehnjährigen Mädchens am Rande der Russischen Föderation, deren Position, auch was das gesellschaftliche Bewusstsein betrifft, am Rand steht. Eine Stimme wie „aus einem anderen Universum“, heißt es im Vorwort zum Tagebuch von Stanislav Božko.

Insbesondere der Titel-Zusatz „Praviteljam sovremenoj Rossii posvjaščajetsja“ gibt sich ja betont politisch, steht aber im krassen Gegensatz zu dem eher ungelungenen, kindlichen Titel *Dnevnik Žerebcovoj Poliny*, in dem der Vorname nachgestellt ist wie beim Überprüfen der Anwesenheit in der Schule. Beide Komponenten spielen beim Lesen eine Rolle, das Private und das Politische: Obwohl hinter der Publikation des Tagebuchs sicherlich eine gesellschaftskritisch-politische Intention stand, was zur Folge hatte, dass die Autorin sich aufgrund von wiederholten Morddrohungen gezwungen sah, in Finnland Asyl zu beantragen, ist der allgemeine Leseindruck ein anderer. Man verfolgt die Entwicklung der vierzehnjährigen Polina mit, erfährt ihre zutiefst subjektive, naiv-unschuldig anmutende Sichtweise auf die Dinge, ihre Ängste, ihre Träume und Enttäuschungen. Im Tagebuch werden also nicht nur die äußeren Ereignisse festgehalten, die rein destruktiver Natur sind - die fortwährende Zerstörung der Stadt und die Verrohung der Menschen - sondern auch die innere Entwicklung Polinas, die Art wie sie sich in einer desintegrierenden Gesellschaft als „Dazwischenstehende“ (sie ist weder ganz Russin noch Tschetschenin) positioniert und versucht zu behaupten. Diese innere Entwicklung ist es, die das Buch lesenswert macht. Würde Polina ihrer Selbstdefinition in Interviews mit der Presse entsprechend lediglich als „Chronistin“ die ständige Zerstörung, die fortwährenden Bombardierungen, Entbehrungen, Ungerechtigkeiten und Gewalttaten beschreiben, wäre das Buch unlesbar oder höchstens für Historiker/innen und Menschenrechtler/innen interessant. Es ist Polinas innere Welt mit ihren Vorstellungen und Fantasien, zu denen sie Zugang gewährt, die dem Text eine Art Plot verleihen und scheinbar in die Nähe literarischer Werke rücken. Es wird schnell klar, dass das Schreiben für Polina auch eine Suche nach Beständigkeit und der eigenen Identität ist, denn sie lebt in einer chaotischen, rechtlosen Welt, in der sie nirgendwo wirklich dazugehört. Sie wird sowohl von Tschetschen/innen als auch Russ/innen als „anders“ wahrgenommen und

dies in einer Zeit und an einem Ort, an dem die ethnische Zugehörigkeit im Alltag auf vielfältige und verworrene Weise entscheidend ist.

Für den Titel dieser Arbeit habe ich statt „Identitätssuche“ das Wort „Identitätskonstruktion“ gewählt, weil ein Tagebuch zu führen nicht nur das Aufschreiben von Fakten bedeutet, sondern auch eine Selbstdarstellungs-, ja sogar Selbsterschaffungsfunktion hat. Polina erschafft sich im Schreiben ihre eigene Identität und vielleicht hat sogar das Schreiben unmittelbar Einfluss auf ihre Lebenswelt, statt nur andersherum - etwa wenn sie das Tagebuch Bekannten zu lesen gibt, um ihre eigene Rechtschaffenheit zu beweisen. Häufig thematisiert Polina auch die Lügen und Gerüchte, die die Nachbar/innen über sie in Umlauf bringen und gegen die sie versucht anzuschreiben. Gleichzeitig haben Träume, Fantasien und Gedichte in ihrem Tagebuch Platz und stehen gleichwertig neben der nüchternen Darstellung der Kriegshandlungen. Der Text schwebt zwischen dem Dokumentarischen und dem Literarischen, zwischen Fakt und Fiktion, zwischen „hohem“ und „niedrigem“ Stil. Er ist trotz seiner scheinbaren Naivität so mehrdeutig, vielschichtig und komplex aufgebaut, dass es sich lohnt, ihn auf literatur- und kulturwissenschaftliche Aspekte hin zu analysieren. Die Frage, die mich persönlich dabei am meisten interessiert, ist folgende: Wie konstruiert die jugendliche Tagebuchschreiberin Žerebcova als ethnisch nicht klar einzuordnende, weiblich sozialisierte Person im (post-)kolonialen Krisengebiet Tschetschenien ihre eigene Identität? Was dient ihr dabei als Anhaltspunkt? Womit kann und will sie sich identifizieren? Wovon grenzt sie sich ab? Welche Schreib- und Authentifizierungsstrategien kommen zum Einsatz? Denn, wie ich noch erläutern werde, ist auch bei dokumentarischen Texten eine gewisse „Arbeit“ nötig, damit diese als uneingeschränkt authentisch wahrgenommen werden. Letztendlich spielen bei der Frage der Identitätskonstruktion auch räumliche und zeitliche Aspekte eine große Rolle, dies soll deswegen ebenfalls im Mittelpunkt der Analyse stehen.

2 Theoretische Grundlagen

Um eine Bearbeitung meiner Fragestellung mit Hilfe von Textbeispielen zu ermöglichen, setze ich mich in Kapitel 2 zunächst mit theoretischen Grundlagen auseinander. Da Žerebcovas Text ein dokumentarischer ist, werden unter 2.1 Gedanken verschiedener Autor/innen zum Thema Fiktionalität und Faktualität dargestellt. Des Weiteren bespreche ich Literatur zum Tagebuch, zur Autobiographie und zum „human document“. Hierbei geht es

darum, einen allgemeinen Eindruck von den charakteristischen Merkmalen autobiographischen und dokumentarischen Schreibens zu bekommen, um so in einem nächsten Schritt herausarbeiten zu können, ob und wie sich das *Dnevnik Žerebcovoj Poliny* in diesen „Kanon“ einfügt bzw. was die Spezifika eben dieses Textes sind.

Im Kapitel 2.2 behandle ich die Themen Identität, Hybridität und Transdifferenz und ziehe verschiedene, vor allem postkoloniale Ansätze heran, um herauszuarbeiten, welche Aspekte für das Thema Identitätskonstruktion wichtig sind und mir bei meiner Analyse weiterhelfen können.

2.1 Fakt und Fiktion

Während es lange (zumindest auf theoretischer Ebene) eine scheinbar eindeutige Trennung zwischen fiktionalen und faktualen Texten - also zwischen Texten mit oder ohne Referenzpunkte in der Wirklichkeit - gab, bestehen seit geraumer Zeit diesbezüglich Zweifel (siehe z.B. Eagleton, 1994, S.1). Die Vorstellung, dass fiktionale und faktuale Texte auf grundsätzlich verschiedene Art zu lesen seien, lässt sich so nicht halten. Die einst klaren Abgrenzungen sind aufgeweicht: Dokumentaristische Schreibstrategien finden sich auch in fiktionalen Texten, während nicht-fiktionale Texte wie z.B. Autobiographien selbstreferentiell den eigenen Authentizitätsanspruch in Frage stellen.

Die Frage nach der Referentialität von literarischen Werken, also nach deren Bezugnahme auf die außerfiktionale Realität, wurde unterschiedlich beantwortet. Lange wurde Fiktionalität mit Literarizität gleichgesetzt. Es wurde davon ausgegangen, dass selbst offensichtliche Wirklichkeitsbezüge im literarischen Werk ihren Status verändern und Teil der imaginierten Welt werden (vgl. Rösch, 2004). Andererseits schreibt etwa John Searle (1979, S.74): „A work of fiction need not consist entirely of, and in general will not consist entirely of, fictional discourse“ und schließt damit Text-Wirklichkeit-Beziehungen nicht mehr grundsätzlich aus. Diese Text-Wirklichkeit-Beziehungen waren in der Praxis immer schon von literaturwissenschaftlichen Interesse, auch wenn dies in der Theoriebildung zum Teil ausgeblendet wurde (Rösch, 2004). Schon allein zum Verständnis bzw. zur Rezeption von fiktionaler Literatur ist viel Wissen über die außerliterarische Welt notwendig, wie Blume (2004) und Harshaw (1984) deutlich machen. Viele lösten sich von dem strengen theoretischen Postulat, dass die literarische Fiktion generell nicht auf die außerliterarische

Welt verweisen könne, was komplexe Schreibverfahren ermöglicht, die sich zwischen Fakt und Fiktion bewegen.

Immer wieder kreiste die Diskussion um die Frage, ob Fiktionalität formal anhand von konkreten Signalen im Text erkannt werden kann oder ob es sich nicht eher um eine pragmatisch festgelegte bzw. soziokulturelle Kategorie handelt. Gérard Genette (1990, 1992), einer der „Gurus“ der Erzähltheorie, weist darauf hin, dass nicht jede Literatur Fiktion sei und nicht jede Fiktion Literatur. Dennoch genieße die fiktionale Literatur einen besonderen Status als Literatur „par excellence“. Außerdem untersucht Genette (ebd.) die Frage, ob es textuelle Fiktionalitätsmerkmale gibt. Im Gegensatz zu Searle (1979) und anderen geht er davon aus, dass solche Merkmale in gewissen Grenzen durchaus existieren, aber mit Vorsicht zu genießen sind. Unterschiede zwischen fiktionalen und faktualen Texten lassen sich seiner Meinung nach etwa ausfindig machen, wenn man die Schnelligkeit, also das Verhältnis von erzählter Zeit und Erzählzeit betrachtet. Ebenso gebe es Unterschiede, was den Modus bzw. die Fokalisierung betrifft. So bringt Genette (1992) das Argument an, dass es nur in der Fiktion einen direkten Zugang zu fremder Subjektivität gebe und daher etwa die „Nullfokalisierung“, im Rahmen derer es keinen privilegierten Blickpunkt gibt und der Erzähler mehr weiß als die Figuren, ein typisches Fiktionalitätsmerkmal sei. Die Erzählung zweiten Grades, also eine Erzählung in einer Erzählung, sei ebenfalls bei faktualen Texten eher selten, da darunter die Wahrscheinlichkeit und Glaubhaftigkeit leide. Deren Abwesenheit lasse jedoch keine Schlüsse darüber zu, ob es sich evtl. um einen faktualen Text handele oder nicht. Genette (ebd.) beschreibt durchschnittliche textuelle Merkmale, die oft zutreffen. Diesen Tendenzen zum Trotz können narrative und stilistische Verfahren nicht streng fiktionalen oder faktualen Texten zugeordnet werden, da in fiktionalen Texten immer auch (bewusst) die Stilistik entsprechender faktualer Texte imitiert werden kann und vice versa. Auch was die Inhalte betrifft, sollte nicht davon ausgegangen werden, dass in Romanen nur Erfundenes vorkommt und in Autobiographien nur Authentisches. Demnach können auch Texte mit dem offiziellen Status „faktual“ so gelesen und auf ästhetische Merkmale hin analysiert werden wie ein fiktionaler Text und andersherum. Nichts anderes habe ich in dieser Arbeit mit dem „Dnevnik Žerebcovoj Poliny“ vor.

2.1.1 Das „human document“

Was macht Dokumente, Zeitzeugenberichte, Tagebücher u.ä. aus Sicht der Leser/innen überhaupt interessant? In der Sphäre der Literatur unterlag das Interesse am „human document“ immer wieder Schwankungen. So charakterisieren Beumers und Lipovetsky (2010) die Kultur des 21. Jahrhunderts als eine, in der dem Dokumentarismus über alle Medien und Ausdrucksformen hinweg eine besondere Bedeutung zukommt. Auch die russischsprachige Literatur verschließt sich diesem Trend nicht. Dennoch ist eine solche Entwicklung nicht neu – im Gegenteil, es handelt sich um ein kulturelles Phänomen, welches sich in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen wiederholt. In der Tat lassen sich unzählige Beispiele finden: Von frühen Autobiographien über die „Očerki“ der Natürlichen Schule und den Pariser Émigré-Modernismus bis hin zu zeitgenössischen Texten, in denen sich Dokument und Fiktion vermischen. In Šklovskijs (1969) formalistischer Logik erklärt sich diese immer wiederkehrende Begeisterung für das Dokumentarische und/oder Autobiographische jeweils durch die Ablehnung der dominanten literarisch-ästhetischen Strömung und der Suche nach neuen künstlerischen Formen. Die Suche nach dem „realen Leben“ ist aus dieser Sichtweise immer illusorisch. Dokumentarische/dokumentaristische Texte befinden sich niemals jenseits aller ästhetischen Konventionen und sind auch nicht vor Ideologisierung und Mythenbildung gefeit (Beumers und Lipovetsky, 2010). Beumers und Lipovetsky sehen in der zeitgenössischen russischsprachigen Literatur jedoch keineswegs ideologische Bestrebungen oder die Suche nach eine „metanarrativen Wahrheit“ als entscheidend an. Vielmehr sei eine wachsende Anzahl an Mikronarrativen, an verschiedenen subkulturellen, generationellen und persönlichen Wahrheiten zu beobachten. Den Autor/innen zufolge findet sich die postmoderne Skepsis der „Realität“ gegenüber selbst in der dokumentarischen Literatur wieder - also an einer Stelle, an der eher eine Betonung von „Wahrheit“ und „Authentizität“ zu erwarten gewesen wäre. Der Versuch, zu bewahren und festzuhalten stehe zwar nach wie vor im Mittelpunkt, jedoch sei das, was ausgedrückt werden soll, nie wirklich zu fassen; es entgleite den Dokumentarist/innen, die sich mit Kleinigkeiten aufhalten, so dass eine ganze, runde „Aussage“ oder „Wahrheit“ dabei nicht zustande komme (ebd.). Dokumentarische Texte fußen also nicht selten auf einer Abwesenheit, auf etwas Unausgesprochenem in der eigenen Mitte.

Der erwähnte Zusammenhang zwischen assoziativen, fragmentarischen Schreibstilen und autobiographischem Schreiben findet sich auch in einem Aufsatz von Goralik (2002) wieder.

Noch wichtiger erscheint mir aber Goraliks Hinweis auf die verschiedenen Adressierungsmöglichkeiten fragmentarischer Prosa von intimen Aufzeichnungen, die nie zur Publikation vorgesehen waren, bis hin zu Fragmenten, die von Anfang an als Mosaikstein für ein künftiges, größeres Werk betrachtet werden. In einem solchen Fall wählt der/die Autor/in bewusst das Genre „fragmentarische Prosa“, arbeitet auf ein - wenn auch zersplittertes - künstlerisches Ganzes hin und denkt die möglichen Reaktionen späterer Leser/innen mit. Dies lässt sich etwa daran festmachen, dass der/die Autor/in erklärende Kommentare einfügt, um den Leser/innen die beschriebene Welt näher zu bringen. Ebenso lassen Überlegungen zum eigenen Stil auf eine bewusste Wahl des Genres schließen. Sieht der/die Autor/in das Werk als Kunst an oder als Aufzeichnungen rein pragmatischer Art? Diese Überlegungen werden, zusammen mit der Frage nach einer möglichen nachträglichen Bearbeitung, in Bezug auf Žerebcovas Text eine Rolle spielen.

Kaspe (2010) weist darauf hin, dass – ob nun explizit nachbearbeitet oder nicht - immer eine gewisse Art von Arbeit geschehen muss, damit ein Text als „Dokument“ anerkannt wird - er muss bestimmte Merkmale aufweisen, um als solches akzeptiert zu werden. Dokumente sind also nicht als aufrichtiger oder natürlicher anzusehen als andere Texte, sie sind ebenso konstruiert. Allerdings ist es eine Eigenschaft von Dokumenten, dass sie wie eine direkte Wiedergabe von Fakten *erscheinen* sollen.

Auch in literarischen Texten finden sich, wie bereits angedeutet, bestimmte dokumentaristische Schreibstrategien wieder. Kaspe (ebd.) illustriert dies anhand von zahlreichen Beispielen aus der zeitgenössischen russischsprachigen Literatur: Für den Roman in Tagebuchform ist etwa eine gewisse Sentimentalität bis hin zum Melodramatischen, ein pedantisches Datieren der Einträge, sowie eine Folge der Sätze nach dem assoziativen Prinzip (als Zeichen von Spontaneität) charakteristisch. Darüber hinaus wird der Selbstanalyse und der Autokommunikation ein großer Platz eingeräumt. Die „Einfachheit“ und Naivität der Tagebuchschreiberin oder des Tagebuchschreibers wird oftmals durch Folklorizität und die ethnische Zugehörigkeit unterstrichen. Das „human document“ (so wie dessen Imitation) stellt sich in vielen Fällen als naiver, ungelenker, unbeabsichtigter Text dar. Darüber hinaus zeichnet es sich laut Kaspe durch ein Verletzen von literarischen, linguistischen, psychologischen oder sozialen Normen aus. So gibt es oftmals keinen „klassischen“ Plot mit Einleitung, Spannungsbogen und Höhepunkt. Dies kann bis hin zu einer Art „Anti-Plot“ gehen, indem sich täglich wiederholende Rituale und unwichtige Ereignisse minutiös erzählt werden und nichts wirklich Bedeutsames passiert.

Manchmal werden rein fiktionale, literarische Texte so bearbeitet, dass sie möglichst den Eindruck erwecken, ein authentisches Dokument zu sein und manchmal passiert genau das Umgekehrte: ein Anpassen dokumentarischer Texte an gewisse Normen, um sie für Leser/innen zugänglicher und akzeptabler zu machen (ebd.).

2.1.2 Das Tagebuch

Nun konkret zur Form von nicht-fiktionalen Texten, die in dieser Arbeit im Zentrum steht: zum Tagebuch. Tagebücher werden in der Regel nicht oder nicht in erster Linie aufgrund ihres literarisch-ästhetischen Wertes veröffentlicht, sondern wegen ihrer Funktion als „human document“. Sie stehen symbolisch für eine bestimmte Zeit und in vielen Fällen, wie etwa das Tagebuch der Anne Frank, für die unschuldigen Opfer eines verbrecherischen Regimes. Mehr als einmal wurde spekuliert, ob, falls Anne Frank überlebt und (wie sie es vorhatte) einen Roman aus ihrem Tagebuch gemacht hätte, der weltweite Erfolg eines solchen Textes wohl ausgeblieben wäre (vgl. Waaldijk, 1993). Dennoch sollte uns dieser Umstand nicht davon abhalten, das Tagebuch von Anne Frank auf ähnliche Weise zu lesen und zu analysieren wie ein literarisches Werk. Darüber hinaus steht das Tagebuch von Anne Frank nicht nur für das tragische Schicksal eines Opfers des Nationalsozialismus, sondern auch für die Bemühungen einer jungen Frau, zur Schriftstellerin zu werden. Denn Anne Frank hatte ihren Text, wie übrigens auch Polina Žerebcova, nicht (nur) als privaten Gebrauchstext, sondern im Hinblick auf eine spätere Veröffentlichung geschrieben.

DuPree Begos (1987) hat eine große Anzahl von publizierten Tagebüchern untersucht, die von Mädchen und jungen Frauen geschrieben wurden. Sie stellt die These auf, dass das Tagebuchführen in der Adoleszenz typisch für Mädchen und Frauen sei und das schriftliche Festhalten aller Schwierigkeiten, Erlebnisse und inneren Kämpfe in der Übergangsphase vom Mädchen zur Frau mit der weiblichen Sozialisierung und Klischees vom „instrumental male writing“ und „expressive female writing“ zusammenhänge. Deshalb gebe es eine weitaus größere Anzahl von weiblichen adoleszenten Tagebuchschreiberinnen. Insbesondere Kriege scheinen DuPree Begos zufolge eine Atmosphäre zu schaffen, in der das (weibliche) autobiographische Schreiben floriere. Dies hänge damit zusammen, dass ein Krieg ein bedeutsames und einschneidendes Lebensereignis und das Schreiben in den Wirren des Krieges eine Möglichkeit sei, das eigene Selbst zu behaupten sowie subjektive Ordnung in

eine buchstäblich ver-rückte Situation zu bringen. Außerdem sei es nicht selten ein Geschichtsbewusstsein, das Menschen dazu bringe, Ereignisse festhalten und aus ihrer ganz persönlichen Perspektive schildern zu wollen. Was die Rezeptionsseite betrifft, so interessieren uns laut DuPree Begos publizierte Tagebücher aus zwei Gründen: Einmal aus einem historischen Blickwinkel, weil wir uns ein Bild einer bestimmten Zeit machen wollen, zum anderen wegen der inneren Welt der schreibenden Person.

Tarvas (2007) schreibt, dass das Tagebuch Fragen aufwirft, für die es nicht unbedingt eine eindeutige Lösung gibt. Innerhalb dieser Gattung (wenn es denn eine ist) finden sich sehr unterschiedliche Beispiele vom einfachen privaten Gebrauchstext bis hin zum literarischen Tagebuch, was Definitionsprobleme mit sich bringt. Das Tagebuch schwankt zwischen privatem und öffentlichem Text, zwischen authentischer Geschichtsquelle und Rollenspiel, zwischen Formlosigkeit und Form, zwischen Traditionsgebundenheit und Innovation. Der wohl wichtigste Punkt, den Tarvas benennt, ist die Tatsache, dass das Tagebuch fast immer der Selbstdarstellung bzw. der „Erfindung des Ichs“ dient. Sie schreibt (ebd., S.236): „Im diaristischen Ich-Theater findet der Autor seine Identität“. Für Tarvas stellt das Tagebuch eine Brücke dar, zwischen dem, was ein Mensch ist und was er sein möchte. Das Leben erhält im Schreiben einen (neuen) Sinn. Die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion werden verwischt, die bewusste Fiktionalisierung kann im Tagebuch ein wichtiger Teil der Selbstdarstellung sein. Manchmal wird selbstreferentiell der fragwürdige Status von Tagebüchern, Sprache und Identität implizit oder explizit thematisiert.

Was die Form des Tagebuchs anbelangt, so gibt es, außer der Datierung der Fragmente keine festen Regeln oder verallgemeinerbaren Grundsätze. Meist wird eher von Spontaneität und Unvollkommenheit ausgegangen als von kunstvollem Stil und einem Text der mehrfach bearbeitet wurde. Oft handelt es sich um fragmentarisch aneinandergereihte Gedanken, die Darstellung schreitet chronologisch fort. Das Tagebuch kann viele unterschiedliche Dinge integrieren, wie etwa bei Polina Žerebcova eigene und von anderen Autor/innen zitierte Gedichte, Liedtexte, Träume, Dialoge, Zeitungsausschnitte etc. Das Tagebuch lässt also, so Tarvas (ebd.), viel Freiheit, spielerisch mit dem Text umzugehen, und hat, was diesen Aspekt betrifft, deutlichen Einfluss auf den literarischen Diskurs und die Literatur genommen.

2.1.3 Die Autobiographie

Die Autobiographie steht dem Tagebuch recht nahe, auch hier gibt es keine klaren Abgrenzungsmöglichkeiten zwischen Fakt und Fiktion, auch hier beschreiben die Verfasser/innen ihr eigenes Leben, nur eben aus rückblickender Perspektive. Lejeunes (1998) „autobiographischer Pakt“, also die These von einer „nachweisbare[n] Identität von Autor/in, Erzähler/in und Figur“ (ebd.), lässt sich auf das Tagebuch übertragen. Dieser Pakt, so Lejeune, garantiere den Leser/innen, die Identität von Autor/innennamen, Erzähler/in und Figur. Der romaneske Pakt bestehe dagegen in einer Garantie der Nicht-Identität von Autor/in, Erzähler/in und Figur. Damit endet Lejeunes Theorie jedoch nicht. Er weist, wie so viele andere, auf Überlappungen zwischen autobiographischen und fiktionalen Texten hin, allerdings aus Rezeptionsperspektive. Die Leser/innen suchen Lejeune zufolge ständig nach einem Vertragsbruch, d.h. im Roman suchen sie dem romanesken Pakt zum Trotz nach Ähnlichkeiten zwischen Figur, Erzähler/in und Autor/in, bei der Autobiographie dagegen nach Unterschieden zur realen Person, nach Irrtümern und Verzerrungen. In diesem Zusammenhang spricht Lejeune von einem Mythos, demzufolge der Roman „wahrhaftiger“ sei als die „oberflächliche“ Autobiographie, da die Leser/innen immer jeweils das für tiefgründiger hielten, was sie selbst im Text entdecken, als das, was im Text explizit ausgedrückt wird.

Spits (2008) stellt in seiner umfangreichen Untersuchung fest, dass die moderne Autobiographie sich in der Regel weit von der Vorstellung distanziert, sie sei als eine Art Bekenntnis, welche den „Schlüssel zum Verständnis der Persönlichkeit“ beinhalte, zu lesen. Im Gegenteil: Die meisten zeitgenössischen Autobiographien stellen ihren eigenen Authentizitätsanspruch selbstreferentiell in Frage. Als Paradebeispiele nennt der Germanist (ebd.) Christa Wolf und Thomas Bernhard. Deshalb sei im Rahmen einer Analyse dieser Werke eine poststrukturalistische Lesart, die die Grenze zwischen Fakt und Fiktion sowie das Subjekt an sich weniger ernst nimmt, angemessen. Es gehe nicht mehr darum, in der Autobiographie einen universalen Sinn sowie die Einheit der Person zu konstruieren, die diese verfasst hat. Die meisten modernen Biographien thematisieren keinen geradlinigen Weg hin zu einer abgeschlossenen Identität und einer eindeutigen Rolle in der Gesellschaft. Oftmals gehe es eher darum „den Unwillen des modernen Subjekts [darzustellen], sich auf eine bestimmte Identität festzulegen“ (ebd., S.44). Obwohl Identitätssuche weiterhin ein virulentes Thema sei, bleibe diese meist vage und unabgeschlossen. Wobei im Gegensatz zum Tagebuch

durch die Retrospektivität noch eine unvermeidliche Verfremdung und Verzerrung der Erinnerungen hinzukommt. Gleichzeitig sei der Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit nicht vollständig aus der Welt und spiele für die Leser/innen nach wie vor eine Rolle (vgl. Spits, 2008, S 61).

Die poststrukturalistische Analyse stellt jedoch nicht mehr die Frage nach klaren Referenzen in der Wirklichkeit oder gar nach der Innerlichkeit der Subjekte, die mit Hilfe der Sprache verschlüsselt wird, sondern eher nach intertextuellen Beziehungen und dem weiteren kulturellen Kontext (ebd.). Poststrukturalistische Ansätze wie etwa Derridas dekonstruktivistische Theorie der „dissémination“ (meist als „Sinnstreuung“ übersetzt) (Derrida, 1993) und der im Lesen immer wieder neu zu erschaffende „texte scriptible“ von Barthes (1987), die eine Anerkennung der prinzipiellen Unabgeschlossenheit von Texten, der Freiheit der Textproduktion und –rezeption sowie der Sinnsuche ohne Endziel fordern, wurden also auch auf das Tagebuch und die Autobiographie angewandt.

De Man (1979) schreibt, dass die Autobiographie kein literarisches Genre wie die Tragödie, das Epos oder die Lyrik sein kann. Scheinbar ist es der eindeutige referentielle Modus, der die Autobiographie von fiktionalen Texten unterscheidet. Doch sind Autobiographien wirklich referentiell im Sinne einer Abbildung? Könnte man nicht genauso gut sagen, dass die Autobiographie das Leben bestimmt wie das Leben die Autobiographie? De Man zufolge befindet sich die Autobiographie (und damit auch das publizierte intime Tagebuch) immer auf der Grenze zwischen Fakt und Fiktion; die Frage nach der Referenz sei also letztendlich unentscheidbar. Die Autobiographie sei kein Genre sondern eine Rezeptionshaltung, die grundsätzlich allen Texten gegenüber eingenommen werden könne.

2.2 Zugehörigkeit und Abgrenzung

Der Inhalt und die (nicht zuletzt gesellschaftlich-politische) Brisanz des Tagebuchs von Polina Žerebcova lassen es naheliegend erscheinen, auf im weitesten Sinne kulturwissenschaftliche Ansätze zurückzugreifen. Da die Situation in Tschetschenien eine (post-)koloniale war und ist, möchte ich in dieser Arbeit auf entsprechende Denkrichtungen Bezug nehmen.

2.2.1 Identität

Zunächst ein paar Worte zu meinem Verständnis von Identität: Identität kann aus vielen unterschiedlichen Blickwinkeln heraus betrachtet werden. Ich möchte sie hier in Anlehnung an Frosh und Baraitser (2009) definieren als: „etwas Prozesshaftes, Konstruiertes, das sich in Abgrenzung zu einem ‚Anderen‘ herausbildet“ oder, wie der Soziologe Heinz Abels (2006, S.16) es formuliert: „Identität ist ein Konstrukt. Identität ist behauptete und geglaubte Identität. Identität ist andauernde Arbeit an einem Bild, wer wir sein wollen.“ In der Regel, so Abels weiter, habe Identität etwas mit Zuschreibungen und Ansprüchen von Außen sowie innerer und äußerer Bedrohung zu tun - mit einer Krise, die entstehen kann, wenn die eigene Lebensgeschichte „nicht mehr zu einer stimmigen Erzählung bündelbar“ (ebd., S.235) ist.

Unsere Subjektivität ist also auf die Verbindung mit dem Anderen angewiesen. In Lévinas (1995) Konzept der Alterität ist das Andere im Selbst impliziert, dies gilt sowohl für die dyadische als auch für die gesellschaftliche Ebene. Dabei ist das Andere nie vollständig erklär- oder verstehbar. Wenn wir das Andere vollständig vereinnahmen wollen, kommt dies einer Kolonisierung gleich. Wir müssen, so Frosh und Baraitser (2009, S.163-164), das Andere als etwas eigenständiges außerhalb unserer selbst anerkennen, das mehr ist als nur die Summe unserer Wünsche und Projektionen und sich deshalb nicht unbedingt so verhält oder so darstellt, wie wir es wollen.

Gleichzeitig ist Identität etwas Instabiles ohne „wahren Kern“, das immer wieder neu konstruiert werden muss und in gewisser Hinsicht einer Fiktion gleicht. Žerebcovas Text hat, sei er auch dokumentarisch, eine fiktionale Komponente, weil er ihr in einer Zeit unglaublich großer sozialer und materieller Unsicherheit und mangelnder Anerkennung von Außen ein Gefühl der Kohärenz geben konnte. Das regelmäßige Schreiben gibt ein Gefühl der Sicherheit und darüber hinaus die Möglichkeit, sich selbst den eigenen Vorstellungen entsprechend darzustellen, ohne den direkten Urteilen der Umgebung ausgeliefert zu sein. Dies bedeutet natürlich nicht, dass der Versuch, über das Schreiben die eigene Identität greifbar zu machen, letztendlich gelingen kann. Dennoch kann das Schreiben eines Tagebuchs als der Versuch angesehen werden, die eigene Identität zu konstruieren oder zu bewahren.

Ich möchte mich in dieser Arbeit nicht vertieft mit psychoanalytischen Modellen auseinandersetzen, aber ein kurzer Abstecher kann für das weitere Vorgehen durchaus nutzbringend sein: Aus psychoanalytischer Sicht ist die individuelle Identität das Ergebnis eines innerpsychischen Kampfes zwischen dem Begehren und externen, sozialen Erwartungen

(vgl. Prager, 2009). Außerdem wird in diesem Paradigma davon ausgegangen, dass verlorene Objekte internalisiert werden und identitätsstiftend sind. Vieles davon läuft unbewusst ab und so können verdrängte Gedächtnisinhalte beträchtlichen Einfluss auf das weitere Verhalten haben. Dieses Paradigma lässt sich nicht nur auf die Psyche einzelner Personen, sondern auch auf ganze Kulturen anwenden. Prager zufolge haben etliche Gesellschaften die Brutalität ihrer eigenen kolonialen Bestrebungen verdrängt. Daraus entstand eine pathologische politische Kultur, die durch die Angst vor Migranten/innen und kultureller Diversität bestimmt ist und eine romantisierte Vorstellung von einer Vergangenheit der kulturellen Reinheit pflegt (Prager, 2009, S.145). Diese Analyse trifft meines Erachtens für den russisch-tschechischen Konflikt zu, was sicherlich mit der verdrängten Wunde der Kriege zusammenhängt, deren Opfer (der unterschiedlichsten Nationalitäten) nie kollektiv betrauert werden konnten, da das offizielle Narrativ vom „gerechten“ Krieg gegen den Terror dies unmöglich machte.

2.2.2 Postkoloniale Ansätze

Identität wird bei Polina Žerebcova in einem postkolonialen Kontext ausgehandelt und konstruiert. Auch wenn postkoloniale Theorie nicht als einheitliche Theorieschule bezeichnet werden kann und sehr heterogene Strömungen existieren, die hier nicht alle in Kürze dargestellt werden können, fallen in der Regel drei Namen: Edward Said, Gayatri Spivak und Homi Bhabha. Als deren Schlüsselwerke sind wohl *Orientalism* (Said 1978), *Can the Subaltern Speak?* (Spivak 1988) und *The Location of Culture* (Bhabha, 1994) zu bezeichnen. Diese möchte ich kurz besprechen und für meine Arbeit wichtige Punkte herausgreifen. Postkoloniale Theorie bzw. Kritik wird unterschiedlich definiert und wurde aus verschiedenen Richtungen kritisiert und in Frage gestellt. Für meine Zwecke möchte ich mich an folgende allgemeine Definition halten:

Postcolonial criticism [...] is understood as preoccupied principally with analysis of cultural forms which mediate, challenge or reflect upon relations of domination and subordination – economic, cultural and political – between (and often within) nations, races or cultures which characteristically have their roots in the history of modern European colonialism and imperialism (Moore-Gilbert 1997, S.12).

Anschließend an die Foucaultsche Diskursanalyse (siehe Foucault, 1975) betrachtet Said (1978) Wissen und Macht als eng miteinander verflochtene Phänomene. Ebenso wird die Realität als

von machtvollen Diskursen produziert angesehen. In den westlichen Wissensgesellschaften wurde und wird der Orientdiskurs nach ganz bestimmten Mustern geformt. Der orientalistische Diskurs, so Said, produziert den Osten als „das Andere“ des hegemonialen Westens. In einer dichotomisierenden und stereotypisierenden Art und Weise wird „der“ Osten als gefühlvoll, weiblich, irrational, rückständig etc. konstruiert, während „der“ Westen als männlich, demokratisch, rational, moralisch überlegen und progressiv gilt. Allerdings wurde Said von Kritiker/innen immer wieder vorgeworfen, dass er selbst diesen essentialistischen Diskurs (unbewusst) reproduziert, weil er keinerlei Möglichkeiten des Widerstandes gegen ein solches Wissen-Macht-Regime aufzeigt und z.B. seine eigene privilegierte Position innerhalb des „westlichen“ Wissenschaftsbetriebes nicht reflektiert (vgl. Moore-Gilbert, S. 42-50). Während Said sich ausschließlich auf den hegemonialen Diskurs der Kolonialmächte konzentriert und diesen als ein vollkommen homogenes Gebilde betrachtet, konzentrierten sich andere Theoretiker/innen mehr auf Widersprüchlichkeiten, Ambivalenzen und insbesondere Stimmen aus den (ehemaligen) kolonisierten Gebieten. Unzählige Autor/innen (Bhabha und Spivak sind die Bekanntesten unter ihnen) knüpfen kritisch an Saids Werk an und versuchen mit postkolonialem Instrumentarium aktuelle gesellschaftliche Prozesse zu untersuchen. Der Ansatz kommt disziplinübergreifend unter verschiedenen Akzentsetzungen (z.B. feministische, marxistische, psychoanalytische, literaturwissenschaftliche) zur Anwendung.

Spivak (2008) geht es insbesondere um das weibliche Subjekt, welches als kolonialisiertes und dazu noch weiblich gegendertes doppelt marginalisiert und deshalb nicht gehört werde. Sie bezieht sich ebenfalls auf Foucault und beschäftigt sich mit Narrativen, die ihre Autorität und Kohärenz durch Ausschluss bestimmter Erfahrungen und Stimmen erlangen. Versuche westlicher (linker) Intellektueller, den benachteiligten „Subalternen“ eine Stimme zu verleihen, schlugen oft fehl und seien nichts anderes als eine Suche nach Bestätigung der eigenen privilegierten Position und Deutungsmacht.

Oft wird vergessen, dass Spivak Literaturwissenschaftlerin ist. Laut Moore-Gilbert (1997) lenkt die Literaturwissenschaftlerin Spivak die Aufmerksamkeit nicht nur auf textinterne ästhetische Merkmale, sondern betrachte immer auch den weiteren Kontext, in dem Texte entstehen (ebd., S. 75). Was die textinterne Analyse betreffe, achte sie vor allem auf „Kleinigkeiten“, Nebencharaktere oder weniger zentrale Motive, die etwa unbewusste rassebezogene Vorurteile offenbaren können. Ihr Augenmerk liegt auf dem, was ausgeschlossen und verdrängt wird, keine Stimme erlangt.

Auch Homi Bhabha (1994) versucht mit *The Location of Culture*, die saidsche Ost-West-Binarität zu hinterfragen. Für ihn existieren keine festgeschriebenen Identitäten von „Kolonisierer“ und „Kolonisiertem“, sondern im Gegenteil, sich dynamisch verändernde Positionalisierungen. Mit Hilfe der Psychoanalyse will er Verdrängtes und Ambivalentes aufspüren. So untersucht er etwa im Aufsatz *The other question: Stereotype, discrimination and the discourse of colonialism* (Bhabha, 1994, S.66-84) die Funktion von Stereotypen und kommt zu der Schlussfolgerung, dass Stereotype keineswegs im Namen der psychischen Ökonomie immer eine sichere Identifizierung des Eigenen und des Fremden garantieren. Im Gegenteil: Stereotype sind Hinweise auf die fragmentarische, destabilisierte Identität der Kolonisierer als Antwort auf das kolonisierte „Andere“. Das Stereotyp ist Bhabha zufolge eine Art Fetisch im freudschen Sinne, also ein Ersatz für das reale Objekt, der ständig erneuert werden muss, um seine Wirkung zu behalten. Der Fetisch enthält und verbirgt sehr ambivalente, konflikthafte Gefühle von Begehren und Hass. Für Bhabha ist der koloniale Diskurs nicht (wie für Said) konsistent, selbstbewusst und monologisch, sondern voller Widersprüchlichkeiten und versteckter Ängste (vgl. Moore-Gilbert, 1997).

Die bhabhaschen Schlüsselkonzepte heißen „Mimikry“ und „Hybridisierung“, diese entwickelt er in den Aufsätzen *Of mimicry and man: The ambivalence of colonial discourse* sowie *Signs taken for wonders* (Bhabha, 1994, S.85-92 und 102-122). Sowohl beim Mimikry-Konzept als auch bei der Hybridisierung geht es darum, dass die Kolonialmacht von den Kolonisierten sowohl äußerliche Formen von Unterordnung als auch Akzeptanz bestimmter Normen und Werte verlangt, also im Prinzip die eigene Kultur aufzubrechen möchte. Da die Wiederholung bzw. Kopie des Originals allerdings nie das Original selbst sein kann, gibt es immer Abweichungen und Bedeutungsverschiebungen. Mimikry bedeutet, dass die Kolonisierten mitspielen, die Kultur der Kolonialmacht bis zu einem gewissen Grad annehmen, aber in Form eines „ironischen Kompromisses“. Die Kolonialmacht möchte ein gezähmtes, verständliches „Anderes“ erzeugen, welches fast wie das „Eigene“ ist, aber eben doch nicht ganz. Hier führt Bhabha im Anschluss an Lacan eine Spiegelmetapher ein. Der Spiegel, der der Kolonialmacht durch das gezähmte Andere vorgehalten wird, kann für das Selbst der Kolonisierer destabilisierend und verzerrend wirken. Kritiker/innen wie Moore-Gilbert (1997) fragen, ob eine solche, eher unbeabsichtigte Destabilisierung der herrschenden Ordnung tatsächlich gefährlich werden kann und inwiefern die Unterdrückten einen Handlungsspielraum („agency“) erlangen können. Kulturelle Hybridität kann sowohl ein

Mittel der Emanzipation sein als auch ein Mittel, um die zentrale koloniale Kontrolle aufrecht zu erhalten.

Weitere Kritik erntete Bhabha (etwa von Moore-Gilbert, 1997) dafür, dass seinem Konzept der Hybridität binäre Vorstellungen zugrunde liegen. Wenn das „Zusammengesetztsein aus unterschiedlichen Teilen“ eine Analysekategorie sein soll, dann müsste es im Gegensatz dazu auch etwas Reines, Nicht-Hybrides geben. Genau diese imaginäre Reinheit, dieser Urzustand wird vor allem von Rassist/innen beschworen. Wenn es allerdings nichts Reines gibt, ist alles hybrid und die Analysekategorie verliert an Relevanz. Meiner Meinung nach ist dies aber nur ein Pseudoproblem. Denn bei der Analyse von Texten und Diskursen geht es ja vor allem um menschliche *Vorstellungen* von Reinheit und Hybridität und nicht um ihr tatsächliches Vorhandensein. Solange die Vorstellung von Reinheit existiert, bleibt die Kategorie der Hybridität sinnvoll, auch wenn im Prinzip alle Kulturen hybrid sind.

2.2.3 Transdifferenz

Aus der beschriebenen Problematik von Reinheit und Hybridität ist der Begriff der „Transdifferenz“ hervorgegangen, der diesbezüglich eine Art „Mittelweg“ anbietet. Breinig und Lösch (2006, S.105) definieren den Begriff folgendermaßen:

The term transdifference refers to phenomena of a co-presence of different or even oppositional properties, affiliations or elements of [...] meaning construction, where this co-presence is experienced as cognitively or affectively dissonant, full of tension, undissolvable.

Bei Transdifferenzphänomenen kann es sich unter anderem um soziokulturelle Zugehörigkeiten handeln. Es geht darum, dass entstehende Konflikte als eine Folge von binären Kategorien zu sehen sind, die für ein Verständnis der Welt gleichzeitig unzulänglich und unumgänglich sind, d.h. Transdifferenz geht aus der Differenzierung hervor, obwohl der Begriff gleichzeitig die Essentialisierung von Differenzierungen in Frage stellt. Bestimmte (z.B. ethnische) Differenzierungen sind also für unser Weltverständnis wichtig, müssen aber gleichzeitig immer wieder hinterfragt werden. Fuchs (2010) zufolge gehören Essentialisierungen und Dekonstruktion in einem ständigen Wechselspiel zusammen. Mit anderen Worten: Gäbe es bestimmte Kategorien und Differenzierungen in unserer Welt gar nicht, könnten auch keine Abweichungen von ihnen erfahren werden. Beides ist also richtig:

Die Kategorien „existieren“ in einem sozialen Sinn und sind gleichzeitig nicht ausreichend, um der komplexen Realität gerecht zu werden. Die Reproduktion von Identität ist niemals eins zu eins möglich, sondern beinhaltet immer auch Veränderung. Gleichzeitig ist ein Wandel der Diskurse nur im Zusammenhang mit einer gewissen Kontinuität möglich. Essentialisierung und Dekonstruktion müssen also ergänzt werden um etwas Drittes, welches beide Momente beinhaltet.

Identität ist „nicht lediglich eine individuelle narrative Konstruktion aus gegebenen Wahlmöglichkeiten“ (Breinig und Lösch, 2010, S. 42). Hier wird den Autoren zufolge von postmodernen Theoretiker/innen allzu oft eine zu große Flexibilität angenommen und Identität mit Identifikation verwechselt, denn kollektiver Diskurs und Identitätsbildung seien untrennbar miteinander verbunden. Menschen, die Grenzen überschreiten, und neue Identitätsformen ausprobieren wollen, würden allzu oft am „Othering“, also an starren, undurchlässigen Identitäts- und Alteritätskonstruktionen scheitern. Die Möglichkeiten, eine „postethnische“ oder gar eine „post-gender“-Position zu wählen, seien sehr begrenzt, da die Definitionsmacht dieser Kategorien nach wie vor ungebrochen sei. Breinig und Lösch (ebd.) führen verschiedene Beispiele an, nicht zuletzt die als „natürlich“ konstruierte Geschlechterdifferenz und die performativ produzierte Kohärenz von biologischem, sozialem und Identitätsgeschlecht - ein machtvoller Diskurs, der eine eindeutige Zuordnung in vielen Fällen des öffentlichen Lebens unabdingbar macht. Diese rigide Binarität kann zum Problem für Menschen werden, die sich innerhalb dieser Konstruktion nicht zuordnen können oder wollen. „Psychologisch gesehen erfordert die Behauptung einer transdifferenten Positionalität ein erhebliches Maß an Ich-Stärke“ (ebd., S.52). Auch Anja Rozwandowicz (2010) weist im Anschluss an Foucault und Butler darauf hin, dass in den Literatur- und Kulturwissenschaften herkömmliche Analysen von Hybridität und der kulturellen Überlagerung unterschiedlicher Codes Machtkonstellationen zu wenig beachtet werden. So gibt es nach Butler (1990) ein Feld der Macht, welches bestimmt, ob Subjekte „Intelligibilität“ erreichen, d.h. als solche überhaupt erkannt werden und sich artikulieren dürfen.

Auch Feldmann (2010) merkt an, dass das Denken in Oppositionen seine Grenzen habe, aber gleichzeitig unvermeidlich sei, da die Sprache über Oppositionen, Differenzsetzungen und hierarchische Ordnungskategorien funktioniere. Ihnen müsse jedoch ein Bewusstsein für Mehrfachzugehörigkeiten und Ambivalenzen entgegengesetzt werden. Laut Feldmann (ebd.) existiert neben den spivakschen „strategischen Essentialismen“ zur Aneignung von Handlungsmacht ein anderer, so genannter „post-differenter“ Ansatz, der die Ethik der

Differenz und die Kämpfe einzelner Minderheiten für ihre Rechte überwinden will. Im Mittelpunkt steht hier die Suche nach einem quasi-religiösen Bereich, nach einer universalen Wahrheit, die alle Differenzen transzendieren kann. In Polinas Tagebuch spielt der Wunsch und die Suche nach Transzendierung aller Kategorien eine große Rolle, weshalb sie hier nicht unerwähnt bleiben sollte. Viele Autor/innen, so etwa Moore-Gilbert (1997) stehen einem solchen Ansatz skeptisch gegenüber, da ihrer Auffassung nach hinter der Behauptung von „Universalität“ (etwa was den Menschenrechtsdiskurs betrifft) eine implizite Verstärkung der Zentrum-Peripherie-Hierarchie steckt und Machtgefälle und Hierarchisierungen auf diese Weise nicht überwunden, sondern nur verschleiert werden.

3 Eigene Analyse

Im Anschluss an die theoretischen Überlegungen soll der Text daraufhin untersucht werden, wie Polina Žerebcova darin ihre hybride Identität konstruiert. Doch bevor ich zur zentralen Frage nach dem Schreiben als Identitätskonstruktion komme und in diesem Zuge räumliche und zeitliche Aspekte sowie die Personenkonstellation und Schlüssel“motive“ untersuchen werde, möchte ich auf einige grundlegendere Punkte eingehen, was etwa die Adressierung des Textes, sowie Schreib- und Authentifizierungsstrategien betrifft.

Das *Dnevník Žerebcovoj Poliny* (Žerebcova, 2011) ist in vielfacher Hinsicht ein „klassischer“ dokumentarischer nicht-fiktionaler Text, sowohl was die Thematik und den Stil als auch die Identität der Autorin betrifft. Es handelt sich um ein Tagebuch zu Kriegszeiten. Krieg und andere große gesellschaftliche Umbrüche, die verheerende Auswirkung auf die Situation des Einzelnen haben, bilden von jeher einen Schreibanlass für Tagebuchschreiber/innen (vgl. DuPree Begos, 1987). Der Stil des Tagebuchs ist vergleichsweise frei und lässt oft „zu wünschen übrig“. Dies wird von den Rezipient/innen im Allgemeinen zwar als Mangel aufgefasst, jedoch werden in vielen Fällen stilistische Unbeholfenheit und mangelnde schriftstellerische Professionalität aufgrund der großen Glaubhaftigkeit und der historischen Tragweite der beschriebenen Ereignisse verziehen – so auch in diesem Fall. Das „Dnevník Žerebcovoj Poliny“ ist ein fragmentarischer Text, der sich aus vielen kleinen „Schnipseln“ zusammensetzt. Der Stil wirkt ungenau, spontan und kindlich-naiv, was den Eindruck von Authentizität bei den Leser/innen verstärkt. Anmerkungen wie „dalše zapisi v dnevníke razmyty“(S.12) sowie der Umschlag und die Fotos in der Mitte des Buches vom

handschriftlichen, verschmierten Originalmanuskript vergegenwärtigen die Materialität des Tagebuchs. Auf diese Weise wird der Status des Textes als Dokument in besonderer Weise hervorgehoben. Dahinter steckt „Arbeit“, wie es Kasper (2010) formuliert hat. Dazu gehört auch das bewusste Nichtkorrigieren von Fehlern bei der Datierung (z.B. gibt es das Datum „28.dekabrja 2001“ doppelt) und Rechtschreibfehlern (z.B. „kaleno“ statt „koleno“) oder etliche nicht gesetzte Satzzeichen, die ich nicht als mangelnde Sorgfalt des Lektorats werte, sondern im Gegenteil als bewusste Authentifizierungsstrategie einschätze.

Meist sind die Tagebucheinträge kurz, stichwortartig und am äußeren Geschehen orientiert. Es wird beschrieben, wer was getan und gesagt hat. Polina versucht, dabei nichts auszulassen, um ihrer Tätigkeit als selbsternannte „Chronistin“ oder „Augenzeugin“ gerecht zu werden. Daten, Namen und Ereignisse werden minutiös aufgezählt, die Zahl der Toten und Verletzten dokumentiert (z.B. S.301, S.278). Auch das Aufzählen der wenigen in Polinas Besitz verbliebenen Gegenstände und Lebensmittel spielt eine große Rolle (S. 384, S.332). Dabei gibt es keinen lange Spannungsbogen und keine Entwicklung. Es scheint sich um die immer gleichen, sich wiederholenden Ereignisse zu handeln: Menschen sterben durch Bomben aus der Luft, durch Sprengsätze in Bussen, bei Schießereien. Es wird gestohlen, gehungert, sich gegenseitig beschuldigt und verleumdet. Dabei verschwimmen die Grenzen zwischen Krieg und Nicht-Krieg. Es scheint in einer Endlosschleife immer so weiterzugehen, die einzelnen Ereignisse verlieren an Bedeutung. Der Krieg ist zum Alltag geworden. Trotzdem gilt es, sie genau und möglichst zeitsparend festzuhalten, zu bewahren. Mit Aufzählungen und Listen lässt sich dies am besten bewerkstelligen:

Столько всего случилось! Самые разные события. Я и не знаю, как их кратко записать... Напишу, как завершающий дневник список. Сэкономлю время (S.420).

Polina scheint stellenweise erschöpft zu sein von ihrer Tätigkeit als Chronistin sich immer wiederholender Schreckensereignisse. Manchmal wird dementsprechend nur angedeutet und bewusst nicht genauer beschrieben:

На празднике День победы, 9 мая, были теракты. Но мне насточертло их описывать, так что воздержусь (S.491).

An vielen Stellen sind die Sätze verkürzt, der Stil ist stakkatoartig abgehackt. Manchmal ergeben sich daraus aphorismenhafte, altklug anmutende Aussagen. Im Verlauf des Tagebuchs lassen sich recht disparate Einschübe finden, die zwar durch den vorherrschenden, naiv-unschuldigen Stil getragen werden, aber dennoch von ihm abweichen. So finden sich

kurze Episoden, die skurrile und absurde Vorfälle beschreiben, welche zu Polinas Alltag gehören und an Dovlatov oder in manchen „Fällen“ in ihrer Vergeblichkeit und Trostlosigkeit sogar an Charms erinnern:

На рынок мы не пошли — засорилась канализация в доме. Кто-то из соседей засорил и не признается. Мы вызвали слесаря. Слесарь был русским, пьяным, и ему стало плохо — пришлось бежать за медсестрой и делать ему укол. Он чуть не умер от сердечного приступа... И забытая канализация продолжила свое существование (S.12)

Neben diesen, in einem trocken-lakonischen Stil geschriebenen Kurzepisoden und den Momenten des kindlichen Erstaunens und der sich wiederholenden Frage nach dem Warum (z.B. S. 105: „Ne mogu ponjat' – počemu streljajut po oknam?“) gibt es unzählige intertextuelle Verweise und Zitate aus Gedichten und Texten von Viktor Coj, Vysotskyj und Okudžava über Achmatova, Blok und Mandelštam bis hin zum tschetschenischen Barden Timur Mucuraev, der in Russland wegen extremistischer Texte verboten ist. „Das grüne Buch“, (gemeint ist wohl das Buch Muammar al-Gaddafi S.493) wird ebenfalls mehrfach erwähnt, wenn auch nie aus ihm zitiert wird. Eine seltsam anmutende, gewöhnungsbedürftige Mischung.

In vielen Fällen lässt sich eine klare Trennung (zum Beispiel durch Absätze oder einleitende Kommentare) zwischen Alltagsbeschreibung, kindlich-naiver Schwärmerei, eigenen ungelentken Gedichten und den Zitaten „großer Meister“ feststellen. Und doch vermischt sich gelegentlich beides: An manchen Stellen schleicht sich ein wenig „Poesie“ in die Chronik ein, etwa als Polina beschreibt, wie zwei blutjunge Soldaten aus dem Norden Russlands auf dem Markt erschossen werden, nachdem sie das erste Mal Pfirsich gegessen hatten und es danach beginnt zu regnen:

Быстро собрались тучи. Хлынул сильный дождь. Он, как дворник Бога, смывал все: страх, боль, кровь, грязь. (S.261)

Weitere Ambivalenzen ergeben sich aus dem Anspruch, als Chronistin „die Wahrheit“ zu schreiben und der Tatsache, dass Träume, Mutmaßungen und Gerüchte neben „Fakten“ gestellt werden, worunter die Glaubwürdigkeit der Chronik teilweise leidet. Oftmals ist nicht eindeutig bestimmbar, ob Polina über ein Ereignis schreibt, welches sie selbst als Augenzeugin miterlebt hat oder über eines, das sie nur aus zweiter Hand berichtet. Als sie über die für sie schockierenden Ereignisse des 11. September 2001 in New York schreibt, benutzt sie genau den gleichen Stil wie bei der Beschreibung der Ereignisse in Grozny. Dazu legt sie noch voller Überzeugung eine der vielen Verschwörungstheorien dar, ohne diese

anzuzweifeln oder durch sprachliche Mittel klar abzugrenzen, dass es sich hier nur um eine Geschichte handelt, die ihr von einer Person erzählt wurde, die das Ganze ebenfalls lediglich als Fernsehzuschauerin miterlebt hat. Hier leidet die Authentizität und Glaubwürdigkeit, die sich der Text in den Augen der Leser/innen mühsam erarbeitet hat. Der Zweifel entsteht nicht etwa durch ein selbstreferentielles Infragestellen des eigenen Authentizitätsanspruches (vgl. Spits, 2008), denn der Anspruch Polinas, „die Wahrheit“ über die Ereignisse in Grozny zu schreiben, scheint ungebrochen. Vielmehr ist es der Text selbst, dessen „Naivität“ während des Rezeptionsprozesses ein verstärktes Gefühl von Authentizität und Glaubwürdigkeit herstellt, das an anderen Stellen mit ähnlichen Mitteln wieder gebrochen wird.

Weitere Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen ergeben sich in Bezug auf den Status eines intimen Tagebuchs im Gegensatz zu einer Adressierung an die Öffentlichkeit. Einerseits gibt es Hinweise auf einen rein intimen Charakter wie etwa die Anrede „Dnevnik! Poslušaj, što slučilos!“ (S.523). Dagegen steht der explizit geäußerte Wunsch, die Schrecken des Krieges für die Nachwelt festzuhalten und Polinas großes Interesse an anderen, die etwas über den Krieg veröffentlicht haben, wie die junge Frau Luisa (S.234), die ihr als Vorbild dient. Auf einer formalen Ebene kommt dazu, dass Polina an manchen Stellen zusätzliche Erklärungen gibt, die speziell den künftigen Leser/innen gewidmet zu sein scheinen. Etwa wenn über die tschetschenische Geschichte philosophiert wird oder Personen eingeführt und beschrieben werden, die den Leser/innen schon lange bekannt sind (was der Tagebuchschreiberin entfallen zu sein scheint).

Die Frage, ob es sich um einen intimen oder einen für die Öffentlichkeit bestimmten Text handelt, geht auch mit der Frage nach dem schriftstellerischen Anspruch einher. Wirklich private Aufzeichnungen müssen als solche keinen besonderen Qualitätskriterien genügen. Bei Polina klingen dagegen, trotz ihres hastigen, spontan wirkenden Stils, immer wieder höhere Ansprüche an sich selbst an, die sie nicht erfüllen kann. Sie bezeichnet das eigene Tagebuch abwertend als „pisanina“ (S.513) und entschuldigt sich damit, dass sie bisher keine Universität besucht und keine literarische Bildung genossen habe. Dennoch ist der Glaube daran, eine Art „Mission“ als Zeugin und Chronistin zu haben, für sie identitätsstiftend.

3.1 Personenkonstellation

Eine (postkoloniale) Analyse von Polinas Konstruktion ihrer eigenen Identität lässt sich am besten mit einer Analyse der von ihr beschriebenen Personen beginnen. Kategorien wie Geschlecht, Alter und ethnische Zugehörigkeit haben im Kontext des Krieges eine andere, vielleicht eine größere Bedeutung als zu Friedenszeiten¹. Dabei springt sofort die sorgfältige Zuordnung zu ethnischen Gruppen auf, die Polina selbst vornimmt. Sobald sie eine Person beschreibt, wird automatisch auf deren ethnische Zugehörigkeit hingewiesen, z.B. schreibt sie über „die tschetschenische Nachbarin“ oder „eine russische Bekannte“. Dieses Merkmal scheint im Alltag so wichtig zu sein, dass es auch bei den Aufzeichnungen im Tagebuch keinesfalls ausgelassen werden kann. Dabei stößt man auf Ungereimtheiten, wie etwa die Tatsache, dass Polina wegen ihres „russischen Nachnamens“ in der Schule geärgert wird, wogegen eine Nachbarsfamilie, die als fraglos „tschetschenisch“ dargestellt wird mit dem Nachnamen „Borsovye“ keinen Namen vorzuweisen hat, der viel tschetschenischer klingt. Es scheint von bestimmten Strategien der Selbstdarstellung abzuhängen, ob eine Familie oder eine Einzelperson als „rein“ oder „hybrid“ angesehen wird. Vorstellungen von Reinheit und Hybridität bestimmen in einer geradezu obsessiven Art und Weise den Alltag.

Polina versucht, sich in dieser Umgebung offen und selbstbewusst als „Hybridin“ zu positionieren. Sie schreibt mehrfach, dass jegliche Zugehörigkeiten wie Ethnie und Religion für sie bedeutungslos seien und sie bezeichnet sich als „ditja mira“:

По фамилии многие принимают нас за русских людей! Но разве это можно правильно рассчитать?! Мать моей мамы по своему отцу – армянка. Отец моей мамы – донской казак. Мать моего отца – польская еврейка. Отец моего отца – чеченец. В родословной мамы по линии ее отца были татары, грузины, осетины, армяне, украинцы, черкесы... В родословной моего отца, по линии его матери, французы, испанцы, поляки, чеченцы.. Кто по каплям вычислит состав моей крови? Я вольна в выборе взглядов и веры! Я – дитя мира. (S.375)

Die Hauptpersonen des Tagebuchs sind nicht besonders zahlreich. Dafür gibt es unzählige „Nebendarsteller/innen“, die lediglich ein oder zweimal erwähnt werden. Das (dem Krieg zum Trotz) bunte Treiben auf dem Markt „Berëzka“, wo Polina mit ihrer Mutter Zigaretten, Zeitungen und Bücher verkauft, um zumindest ein bisschen Geld zu verdienen, die Schule,

¹ Die These, dass Krieg und Geschlecht miteinander interagieren, scheint plausibel. Wenn wir uns von einem essentialistischen Verständnis verabschieden und Geschlecht eher im Sinne Butlers (1990) als eine Konstruktion bzw. Performance begreifen, fällt auf, dass im Krieg insbesondere Vorstellungen von Gewaltbereitschaft als „männliche“ und von Friedfertigkeit als „weibliche“ Eigenschaft wirkmächtig sind. Dies geht soweit, dass in vielen Kulturen Gewalt als etwas gilt, dass Männlichkeit verstärkt (Thiele, Thomas und Virchow, 2010). Gesellschaften, in denen Krieg und Gewalt herrschen, werden oftmals als „männliche“ Gesellschaften angesehen (Maier und Balz, 2010).

der Hof des Hauses, wo sie wohnt – überall trifft Polina auf die unterschiedlichsten Menschen. Im Zentrum befinden sich Polina selbst, ihre Mutter, Alladin (der Junge, in den Polina verliebt ist), sowie dessen Freund Džinn und Alladins angebliche Frau Kusum. Des Weiteren spielen die Nachbar/innen, insbesondere die Frauen Aza, Lina und Malika eine wichtige Rolle.

Polina und Alladin lernen sich auf dem Markt kennen. Er kommt an ihren Stand und kauft etwas, schenkt ihr Eis, macht ihr Komplimente, nennt sie „Carevna Budur“, worauf sie ihn „Alladin“ tauft. Eine enge Verbindung zwischen den beiden entwickelt sich infolge der für Polina schicksalhaften Geschehnisse am 21. Oktober 1999, die sie einen Tag später, also am 22. Oktober in ihrem Tagebuch beschreibt. Um fünf Uhr abends packen Polina und ihre Mutter die Sachen zusammen, als sie ein lautes Grollen und helles Aufblitzen bemerken. Die Menschen beginnen wegzurennen, überall fliegen Splitter und Polina spürt einen plötzlichen Schmerz in ihrem Bein. Unter den jungen Männern, die dabei helfen, die Verletzten wegzubringen, ist auch Alladin. Er trägt Polina zur Apotheke, wo ihr Knie verbunden werden soll. Diese Episode ist der Ausgangspunkt für eine Freundschaft mit Alladin, der sich fortan von Polina als „großer Bruder“ bezeichnen lässt. Er kommt sie besuchen, zeigt sich fürsorglich, schenkt ihr Geld, Lebensmittel, Bücher und Kleidung, übt mit ihr arabische Schrift. Polina ist dankbar, möchte ihm gefallen, verliebt sich in ihn. Doch schon bald beginnen die Probleme. Die Beziehungen zwischen Russ/innen und Tschetschen/innen verschlechtern sich immer weiter, wovon die Beziehung nicht gänzlich unberührt bleibt. Alladins Worte werden in wörtlicher Rede wiedergegeben:

«Мои знакомые не понимают меня, когда я говорю, что иду проведать русскую семью. Рассказываю о том, что подружился с вами. Что вы нормальные. Мне не верят» (S.45).

Nichtsdestotrotz wird Alladin zu einem engen Freund der Familie, geht wie selbstverständlich ein und aus und übernachtet sogar bei Polina und ihrer Mutter. Doch die Harmonie ist nicht von Dauer. Auch in diesem scheinbar geschützten, privaten Bereich beginnen die Konflikte. Polina denkt, dass ihre russische Abstammung der Auslöser dafür ist:

Произошли резкие перемены. Он начал ругать меня за то, что я неправильно ем, неправильно ношу головной платок. Очень медленно складываю буквы, когда читаю. Я поняла. И его тоже раздражает моя славянская кровь...(S.46).

Nach einem einzigen heimlichen Kuss in der Küche entschließt sich Alladin überraschend dazu, die zwanzig Jahre ältere Kusum, Mutter mehrerer Kinder, zu heiraten und lässt sich nicht mehr bei Polina blicken. Diese verzehrt sich in klassischer Teenager-Manier nach ihm,

schreibt romantische Gedichte und hofft darauf, dass er irgendwann zurückkommt, dass alles doch noch ein gutes Ende findet. Der abwesende Alladin wird zu einem Phantom, von dem sie nachts träumt, das sie glaubt, kurz auf dem Markt gesehen zu haben; zu jemandem, über den verschiedene Gerüchte kursieren, von denen Polina nicht weiß, ob sie sie glauben soll oder nicht. Schon bald erkennt sie, dass ihre Beziehung zu Alladin nur mehr eine Fiktion ist. Dennoch wird er noch zwei Jahre lang ihre Tagebucheinträge heimsuchen:

Я как-то поняла: подобным ему — заботливым и чистым со мной не будет ни один мужчина. Наши отношения — это сказка. **Восточная сказка**, где короткое счастье и обязательное вмешательство злых черных сил (S.196, Hervorhebung von mir).

Interessant ist, dass Polina hier zwecks Charakterisierung ihrer Beziehung zu Alladin den Begriff „vostočnaja skaska“ verwendet und damit, wie an anderer Stelle auch, den von Said beschriebenen hierarchisch angeordneten Ost-West-Diskurs bedient. Polina entpuppt sich trotz des eigenen Beharrens auf ihr Dazwischenstehen als „Orientalistin“. In diesem Zitat etwa wird das „Östliche“ mit einer gewissen Flüchtigkeit, Undurchschaubarkeit, Märchenhaftigkeit in Zusammenhang gebracht, also als etwas charakterisiert, worauf man sich nicht verlassen kann. Einerseits sei die „vostočnaja etiketa“ angenehm, mache Kommunikation und Zusammenleben leichter, andererseits wird eine gewisse Heuchelei und Undurchschaubarkeit als „östlich“ bezeichnet (S.494). Das Wort „vostok“ wird häufig benutzt; meistens dann, wenn Polina sich oder ihren imaginierten Leser/innen Verhaltensweisen erklären möchte, die ihr nicht selbstverständlich erscheinen.

О, как мне плохо! Я снова больна. Неожиданно соседка, жена милиционера, подарила мне, как заболевшей, 50 руб. А у нас лежали копейки...Буквально мелочь. Кто его знает, кто друг?! А кто враг?! Здесь, в республике, все слитно. Потому присутствует особенная неразбериха. Каждый может быть подлецом и благородным (в одно и то же время). **Это – «по-восточному»?** (S. 475, Hervorhebung von mir).

Dabei ist letztendlich nicht abschließend bestimmbar, ob die Sitten „des Ostens“ Polina selbst erklärungsbedürftig erscheinen oder ob sie davon ausgeht, dass ihren potentiellen Leser/innen aus dem „Westen“ die beschriebenen Verhaltensweisen und Situationen fremd sind. Mein Eindruck ist, dass Polina in vielen Fällen (so wie in obigem Zitat) das Wort „vostok“ gebraucht, um sich Dinge zu erklären, die für sie selbst nicht selbstverständlicher Teil ihres Alltags sind.

Das Zitat, welches in den Titel dieser Arbeit eingegangen ist, bezieht sich auf das für Polina zentrale Thema des „Dazwischenstehens“, dem sie nicht entkommen kann. Immer wieder

stößt sie mit ihrer für alle offen zur Schau gestellten Hybridität auf Unverständnis und Ablehnung, sie gehört nirgendwo dazu. Daraus speist sich ihr Bedürfnis zu schreiben:

Я – «между». Жизнь проходит сквозь меня...Я не нахожу себе место среди людей... [...] На планету Земля я пришла, чтобы стать свидетелем. Видимо, «свидетель» - моя карма. Моя роль в земной жизни. Мой путь. Я – свидетель, но я – не участник...[...] Значит, я должна все записывать. Фиксировать историю (S.428).

Alladin ist nicht die einzige Person, die Polina ihr „Nicht-Richtigsein“ vorhält. Immer wieder beschreibt Polina Situationen, in der andere ihr sagen, dass sie nicht so sein darf, wie sie ist, dass an ihr etwas falsch ist. Seien es Mitschüler, der Karatelehrer oder sogar ihre eigene Mutter, die psychisch und physisch labil ist und neben ihren Herzproblemen regelmäßig Tobsuchtsanfälle bekommt, während derer sie sich über die Umstände, insbesondere aber über ihre eigene Tochter aufregt und sie sogar tötlich angreift:

Пока я мыла тарелки в тазу, мама примостилась рядом, сложив на груди руки, как полководец, и кричала, что ненавидит меня за мою внешность (!), за мой голос(!) и вообще за все...(S.166).

All dies versucht Polina zu entkräften, indem sie sich besonders gottesfürchtig und „rein“ verhält. Sie trinkt keinen Alkohol, sie betet, fastet, vermeidet Schimpfwörter. Ein bisschen scheint es so als versuche sie, damit ihre ethnische „Unreinheit“ auszugleichen, um auf diese Weise Teil der Gemeinschaft werden zu können. Vorbilder in dieser Hinsicht könnten für sie Raisa und Volodja sein, eine armenische Nachbarin und ein russische Bekannter, die beide zum Islam konvertiert sind, beide einen besonders „reinen“ Lebensstil pflegten, schließlich umkommen und von Freund/innen, Familie und Nachbar/innen nicht nur als Menschen, sondern auch als Vorbilder, ja fast als „Heilige“ betrauert werden. Während Raisa und Volodja zum Islam übergetreten sind, ist dies in Polinas Fall nicht eindeutig. Sie benutzt abwechselnd die Wörter „Allah“, „Bog“ und „Vsevyšnyj“ und positioniert sich zwar eindeutig als Gläubige, aber nicht, was ihre Religionszugehörigkeit betrifft.

Die Beziehung von Polina und ihrer Mutter ist sehr ambivalent und spannungsreich. Die beiden teilen die meisten Ansichten und leben auf sehr engem Raum zusammen. Sie beschäftigen sich mit Übernatürlichem, legen Karten, deuten Träume, setzen sich gemeinsam gegen die Angriffe der Nachbarn zur Wehr und hungern, als ihnen das Geld ausgeht. Selbst Alladin teilen sie, denn Polinas Mutter entwickelt ihm gegenüber zärtlich-mütterliche Gefühle. Wenn Polina Ereignisse beschreibt, hält sie oft auch die Kommentare ihrer Mutter dazu fest. Manchmal schleicht sich beim Lesen sogar der Verdacht ein, dass das Geschriebene

nicht Polinas eigene Wertung der Situation ist, sondern so von der Mutter erzählt und von ihr übernommen wurde. Im Verlauf des Tagebuchs verschwindet die Mutter jedoch immer mehr von der Bildfläche bzw. kommt nicht mehr als Person, sondern nur noch als Kranke vor, die gepflegt werden muss. Polina, die sich schon vorher allein fühlte, ist es jetzt erst recht. Sie muss sich um ihre Mutter kümmern, einen Schulabschluss schaffen und gleichzeitig auf dem Markt als (Buch-)Händlerin arbeiten, um Geld zum Überleben zu verdienen. Humanitäre Hilfe steht ihr nicht zu, weil sie in keine der offiziellen Kategorien fällt.

Polinas Vater, Stiefvater und Großvater existieren nur noch als ewig Abwesende. Polina wächst ohne männliche Bezugspersonen auf. In ihrem Tagebuch beschreibt sie immer wieder, wie sie sich mit jungen Männern anfreundet, aber alles jedes Mal nach demselben Muster verläuft, welches sich genauso zuverlässig wiederholt wie die Bombenangriffe, die Anfeindungen der Nachbarn und die Tobsuchtsanfälle der Mutter: Ein junger (tschetschenischer) Mann macht ihr einen Heiratsantrag, sie lehnt ab und verweist darauf, dass sie erst einen Schulabschluss machen und studieren möchte, es erfolgen Überredungsversuche und der Verweis darauf, dass Mädchen nicht unbedingt eine Ausbildung bräuchten, daraufhin wird die Freundschaft beendet. Andere russische Frauen, die wie Polina um ihre Existenz kämpfen, entscheiden sich für eine Heirat und konvertieren zum Islam. So etwa Mascha, mit der sich Polina sehr verbunden fühlt und die nach ihrer Heirat „Makka“ gerufen wird. Doch Polina möchte studieren und sich ihren späteren Ehemann selbst aussuchen, so sehr sie auch an anderer Stelle über die „emanzipierten Frauen des Westens“ echauffiert:

Я очень люблю косынки и платки.

Мне не нравятся эмансипированные женщины Запада. Любая одежда с шарфом в тон — романтика, нежность и тайна (S.17).

Dabei ist es nicht weibliche Emanzipation an sich, sondern vor allem ein äußerlich burschikoses Auftreten, das ihr missfällt. So passen etwa die schlechte Angewohnheit der russischen Ärztinnen und Krankenschwestern zu rauchen und deren kurze Haare überhaupt nicht in ihr Bild davon, wie Frauen sein sollten:

Русские женщины-врачи и медицинские сестры коротко подстрижены. Наверное, так удобно. Они все полные и курят сигареты (S.164)

Die West-Ost-Unterscheidung, die Polina bei diesem Thema vornimmt, ist brüchig und voller Widersprüche. Was das Frauenbild betrifft, kritisiert Polina sowohl Traditionen, die ihr als

„russisch“ oder gar „westlich“ erscheinen als auch solche, die sie als „tschetschenisch“ oder „östlich“ einordnet. Ihr gefällt betont feminines Auftreten, andererseits möchte sie selbständig sein und ihr Leben aus eigener Kraft gestalten, statt sich auf eine frühe Heirat und sich auf eine (gesicherte) Existenz als Hausfrau und Mutter einzulassen. Empört beschreibt sie eine tschetschenische Hochzeit, auf der die Braut in der Ecke stehen und sich von den Gästen beleidigen lassen muss (S.508). Polina hat also relativ klare Vorstellungen, was für sie „tschetschenisches“ oder „russisches“ Geschlechtsrollenverhalten ist, vertritt aber auch in dieser Hinsicht wechselnde Positionen, sowohl was ihr eigenes Verhalten als auch die Bewertung anderer betrifft. Die Kategorien und Zuordnungen selbst werden von ihr – noch weniger als bei der Frage der ethnischen Zugehörigkeit - kaum in Frage gestellt. Denn kurze Haare und „burschikoses“ Auftreten von Frauen werden sicherlich nicht überall auf der Welt als stereotyp „russisch“ aufgefasst – im Gegenteil. Ebenso ist hinterfragbar, ob das frühe Heiraten und die Zweifel gegenüber der Notwendigkeit von Frauenbildung tatsächlich als „tschetschenische“ Tradition essentialisierbar ist², so wie Polina es versucht, wenn sie etwa schreibt:

А Кусум соблазняет: «Ты единственная девушка, на которую мой сын обратил внимание. Если ты станешь его официальной невестой, мы подождем, пока окончишь 9 классов школы», - **по чеченским меркам, это лестное предложение** (S.15, Hervorhebung von mir).

Während Alladin und die Mutter ambivalente Figuren sind, denen gegenüber Polina eine Art Hassliebe empfindet, gibt es auch eindeutige Feinde, und zwar die Nachbarinnen Asa, Lina und Malika, die versuchen, aus der Kriegssituation das Beste zu machen und sich so gut es geht zu bereichern. Sie bringen Berge von Gegenständen nach Hause, die sie aus zerbombten Häusern geraubt haben. Sie rauchen, trinken, fluchen, biedern sich bei den Soldaten an, beschimpfen aber Polina und ihre Mutter bei jeder Gelegenheit wegen ihres „russischen Bluts“. Polina grenzt sich sehr stark von ihnen ab, versucht „rein“ zu leben, nicht zu stehlen, nicht zu lügen und islamische Fastenzeiten einzuhalten, als wolle sie die fehlende „ethnische Reinheit“, die ihr immer vorgeworfen wird durch besonders frommes und gottesfürchtiges Verhalten wiedergutmachen. Auch bei Konflikten verweist sie häufig auf Gott als

² Alice Szczepanikova (2012) hat in einer Interviewstudie mit jüngeren und älteren tschetschenischen Frauen, (die allerdings zum Zeitpunkt der Befragung im Exil lebten) herausgefunden, dass die sowjetische Generation ganz andere Vorstellungen und Werte vertritt, was die Arbeitstätigkeit von Frauen oder religiöse Anschauungen betrifft als die junge Generation. In ihrer Stichprobe sprachen sich vor allem die jüngeren Frauen stärker für patriarchale Familienstrukturen, frühe Heirat, strenge Religiosität und gegen Bildung aus. Szczepanikova zufolge ist dies nicht unbedingt als Rückbesinnung auf traditionelle Werte zu sehen, sondern als Neuorientierung im Hinblick auf das Chaos, die Gewalt und die Ausweglosigkeit die der Krieg mit sich brachte. Bei Žerebcova spielen solche Überlegungen keine Rolle.

übergeordnete Instanz, die moralisch verwerfliches Verhalten irgendwann bestrafen werde. Der Antagonismus zu den Nachbar/innen ist eindeutig und kompromisslos. Polina strebt nach Bildung und Erkenntnis – die Nachbar/innen trinken und bereichern sich. Polina möchte alle ethnischen Grenzen transzendieren – die Nachbar/innen werfen sie immer wieder darauf zurück. Polina betet, begeht islamische Feiertage und hält sich an bestimmte religiöse Regeln – die Nachbar/innen scheren sich nicht um Religion und Spiritualität, werfen ihr aber trotzdem vor, dass sie keine richtige Muslimin sei.

В подъезде, где мы проживаем, люди внешне различны. Но поступками, вкусами, интересами они все одинаковые. А мы опять не «вписываемся». Мы - «белые вороны». Не пьем спиртного. Не приводим мужчин... не ищем, что и где можно «прихватизировать». Нас не любят! (S.522)

Letztendlich eskaliert die Situation so sehr, dass Polina und ihre Mutter überstürzt ihre wenigen Sachen zusammenpacken und umziehen – zu einer tschetschenischen Familie, der sie keine Miete bezahlen, dafür aber auf deren Kinder aufpassen. Auch hier bleibt das Zusammenleben nicht auf Dauer harmonisch und immer wieder werden Polina und ihre Mutter auf ihr Anderssein zurückgeworfen, was es unmöglich macht, sich zu integrieren und normale Verhältnisse mit den Menschen um sie herum aufzubauen. Und dies, obwohl sie sich gar nicht besonders russisch fühlen, auch wenn sie, was Kultur und Sprache betrifft, sicherlich eine Beziehung zum russischen Zentrum haben. Dennoch ist die tschetschenische Peripherie ihr Zuhause. Polina kennt nichts anderes. Es gibt keine Bekannten oder Verwandten in anderen Teilen Russlands, die sie aufnehmen könnten. Dazu kommt bei Polina ein gewisses Fremdheitsgefühl den Russ/innen gegenüber, wie schon weiter oben bei der Beschreibung der kurzhaarigen Krankenschwestern deutlich wurde und im weiteren noch klarer herausstechen wird. Auf sie passt die Beschreibung der „anderen Russen“ (drugie russkie) von Oswald (2007). Diese Autorin spricht von einem Wechselspiel aus Unterdrückung und Bevorzugung, das in den Lebensläufen der „anderen Russen“ eine Rolle spielte. Ihre ethnische Zugehörigkeit hatte die „anderen Russen“ vor dem Zerfall der Sowjetunion zu Privilegierten gemacht. In den postsowjetischen Nachfolgestaaten wurden sie plötzlich ihres hohen Sozialstatus beraubt und waren Diskriminierung oder gar Gewalt ausgesetzt. Auch nach einer Auswanderung in die Russische Föderation wurden sie dort marginalisiert und als „Andere“ wahrgenommen. Dies geschah aufgrund einer gefühlten kulturellen Distanz, die durch den Kontakt mit der Kultur der Sowjetrepubliken entstanden war. Die „anderen Russen“, so Oswald, seien lokal begrenzt an die bekannte „Erde“ gebunden und nirgendwo wirklich willkommen. Eine treffende Beschreibung für Polinas Situation.

3.2 Räumliche und zeitliche Aspekte

Hettlage (2007) zufolge hat Identität einen starken Raumbezug. Die territoriale Bindung kann den Menschen Sicherheit geben. Menschen sind „raumfixierte Wesen“. Soziale Räume werden nach Machtverhältnissen und Kriterien der Zugehörigkeit aufgeteilt. Räume schaffen auf diese Weise Identitäten. Durch den geteilten Raum kann ein Zugehörigkeitsgefühl entstehen, aber dies geschieht nicht automatisch, sondern durch aktive Raumgestaltung mit Prozessen der Inklusion und Exklusion. Darüber hinaus besitzt der Raum eine nicht zu unterschätzende Symbolkraft: Gefühle, Diskurse, Erzählungen werden mit Räumen verbunden. Räume sind also nicht bloße geografische Gebilde, die sich von selbst verstehen, sondern soziale Konstruktionen, die Hettlage (ebd.) zufolge für die Identitätsbildung eingesetzt werden. Sowohl die Ethnie als auch der Raum sind also als sozial konstruierte Gebilde zu verstehen, die sehr wirkmächtig sind.

Spätestens seit Bachtins (2008) „Chronotopos“ besteht eine verstärkte Aufmerksamkeit in der Literaturwissenschaft für den Zusammenhang der räumlichen und zeitlichen Gestaltung von Erzählungen. Auch bei dokumentarischen Texten ist dieser Ansatz in vielen Fällen aufschlussreich. Tarvas (2007) zufolge bietet sich bei Tagebüchern die zeitliche Gestaltung und die Datierung als Ausgangspunkt für eine Analyse an, ebenso wie Abweichungen von der Chronologie und Spannungen zwischen objektiver Chronologie und subjektbezogener Erfahrung. In gewisser Weise befindet sich das Tagebuch immer in der Schwebelage, da es keinen richtigen Anfang und kein richtiges Ende hat, weil die schreibende Person ihr eigenes Leben nicht von der Geburt bis zum Tod vollständig erzählen kann. Die eigene Zukunft kann nicht abgeschätzt werden, das Schicksal des eigenen Ichs liegt im Ungewissen.

Auch im *Dnevnik Žerebcovoj Poliny* spielen räumliche und zeitliche Aspekte eine besondere Rolle. Während die Stadt immer weiter zerstört wird, werden sämtliche Sicherheiten, alles, worauf man sich in Friedenszeiten verlassen konnte, ausgehebelt. Die Welt in der Polina lebt, wird im wahrsten Sinne des Wortes in Stücke gerissen. Was übrig bleibt, sind Fetzen, so dass selbst die Verwandten ihre Toten oft nicht mehr erkennen können:

Говорят, тех, кто был вблизи ракеты, разорвало на кусочки, и теперь родные узнают их по частям вещей: пуговицам, заколкам и кусочкам одежды. (...) Плакали люди, которые ничего не нашли на тех местах, где стояли их мать, дочь или сестра. Абсолютно ничего! Собирали, искали лоскуты от одежды родных... (S.27)

Der Raum, in dem sich die beschriebenen Geschehnisse abspielen, ist sehr begrenzt: Polina bewegt sich nur innerhalb von Grozny und kommt selbst über bestimmte Stadtteile nicht hinaus. Die Fortbewegung – zu Fuß oder per Bus – ist aufgrund ihrer Verletzung, der sehr begrenzten finanziellen Mittel und der ständigen Gefahr eines Anschlages beschwerlich und gefährlich. Deshalb pendeln Mutter und Tochter lediglich zwischen dem Marktplatz und ihrer Wohnung, die immer weiter zerfällt.

Стены нашей комнаты еще больше отошли от потолка. Трещины выглядят угрожающе, а коридор и кухня разрушены полностью... (S.268).

Polina beschließt, einen Brief an eine ehemalige Schulfreundin ihrer Mutter, die außerhalb von Tschetschenien lebt, zu schreiben. Sie erklärt darin ihre Lage und bittet um Hilfe, traut sich letztendlich jedoch nicht, den Brief abzuschicken. Dahinter steht die Überzeugung, dass die Menschen „dort“ in Russland die verzweifelte Lage in Tschetschenien nicht nachvollziehen können, dass sie, obwohl geografisch nicht weit entfernt, in einer anderen Welt leben. Der einzige Brief „nach draußen“, von dem Polina später berichtet (20. Dezember 2002), ist der Brief an die Autorin der Bücherserie „magija“. Der Kontrast und das gegenseitige Unverständnis zwischen „hier“ in Tschetschenien und „dort“ in Russland scheint so groß zu sein, dass es Polina aussichtsreicher erscheint, von einer Zauberin auf übernatürliche Weise Hilfe zu bekommen, als von ehemaligen Bekannten und Freunden der Familie. Die Erfahrung, keinerlei Unterstützung zu bekommen, lässt sie als letztes Mittel auf Zauberei vertrauen. Die Welt, in der sie lebt, scheint wie verflucht. So versuchen Polina und ihre Mutter, mit magischen Ritualen die „schlechte Energie“ aus der Wohnung zu verbannen (S.507). Die Tatsache, dass Polina den besagten Brief nicht abschickt, macht deutlich: Tschetschenien liegt geografisch und was das Bewusstsein vieler betrifft am äußersten Rand der Russischen Föderation, gehört nicht wirklich dazu - und darum weiß auch Polina. Die Kriege in Tschetschenien, die imperialen Ansprüche, die Russland in diesem Gebiet immer wieder geltend gemacht hatte, die Deportation von 1944 (die Polina ihren Leser/innen in Erinnerung ruft) – all diese Dinge scheinen von den meisten Menschen in Russland verdrängt zu werden, obwohl der Gedanke, dass gerade dieses Territorium, welches immer wieder so hart umkämpft wurde, nicht wirklich als zur Russischen Föderation gehörend empfunden wird, nur schwer nachvollziehbar ist. Polina befindet sich nicht nur am Rand der Russischen Föderation, sondern auch am Rand der tschetschenischen Gesellschaft. Dies macht sich nicht zuletzt am Verfügen über Räume bemerkbar, etwa als eines Tages das Gerücht aufkommt,

dass an Stelle des Marktes, auf dem sie arbeitet, eine große Sporthalle gebaut werden soll (S.492) und die vielen Händler/innen um ihr schmales Auskommen fürchten müssen.

Polina ist in ihrem ganzen Leben nie außerhalb Tschetscheniens gewesen. Ihre Familie besaß vor langer Zeit eine Wohnung in Rostow am Don, die jedoch aufgegeben wurde. Deshalb ist sie auf die Stadt Grozny festgelegt, kann dem Krieg nicht entfliehen, hat keine andere Möglichkeit als zu verharren und zu warten, dass es irgendwann vorbei geht. Mit dem Granatsplitter in Polinas Knie ist ein Stück Krieg in sie eingedrungen. Die Ereignisse machen ihr nicht nur äußerlich zu schaffen, sondern auch auf einer innerlich-emotionalen Ebene. Der Krieg beherrscht ihr ganzes Leben und lässt wenig Platz für andere Dinge. Andererseits träumt sie von einem anderen, schöneren Ort, an dem sie ihren Interessen nachgehen und in Ruhe leben kann. Geografisch liegt dieser Ort nicht weit weg, doch für sie scheint er in diesem Leben unerreichbar zu sein. Gleichzeitig positioniert sie sich, was ihr gefühltes Alter betrifft, weit entfernt von anderen Jugendlichen außerhalb Tschetscheniens. An mehreren Stellen deutet sie an, sich alt zu fühlen („kak starucha“, S.317), was ihr aber auch von ihrer Umgebung eingeredet wird, da sie noch nicht verheiratet ist (S.499).

Мне скоро много-много лет... Уже прожиты годы, до краев заполненные бесконечной враждой и болезнями. Иногда спрашиваю себя: может, мне лучше умереть? И родиться заново! В другом государстве. Там, где нет войны. Тогда я могла бы с раннего детства заняться йогой и каратэ... [...] Так близко у моих ровесников другая жизнь. С развлечениями! С влюбленностями! Скользкий, но очень увлекательный мир! (S.540)

Sie beklagt, dass ihr Leben einer normalen Jugendlichen nicht angemessen sei und träumt vom „richtigen“ Leben, das ihre Altersgenossen in ihrer Fantasie nicht weit von ihr entfernt führen. Polina ist am falschen Ort im falschen Leben, sprich: im Krieg gefangen. Darüber lässt sie sich immer wieder aus, klagt, jammert oder setzt sich selbstironisch damit auseinander, wenn sie sich z.B. implizit mit Nataša Rostova aus „Krieg und Frieden“ vergleicht:

Мне 16 лет! Возраст первого бала! Кажется, так писал Толстой? Вокруг меня – помойка. [...] И неперемнная часть здешнего бального ансамбля – падающие, всегда некстати, кирпичи: привет от разрушенной стены моего дома (S.330)

Während der Raum, in dem Polina sich bewegt, also die Stadt Grozny und die Republik Tschetschenien nach außen hin klar abgegrenzt zu sein scheint (selbst die Fortbewegung von einem Stadtteil in den anderen ist wegen der vielen Militärposten mühselig und gefährlich) und sie so den Schrecken des Krieges nicht entrinnen kann, sind die Binnengrenzen des privaten Bereichs, z.B. in Form der Wände in der Wohnung, fast vollständig zerstört. So kann

Polina alles mithören, was die Nachbar/innen sagen, all die Gerüchte, Streits, bedrohlichen Pläne, die sie aushecken. Nicht nur vor den Soldaten, vor den Bomben, Granaten und Maschinenpistolen bieten die Wände kaum mehr Schutz, sondern Mutter und Tochter sind ihren Mitmenschen mehr oder weniger ausgeliefert. Die Tür wird wiederholt eingetreten, jeder kann ein- und ausgehen wie es ihm beliebt. Sogar der Boden unter den Füßen sackt langsam in den Keller ab. Es gibt mehrere Episoden in denen, fast schon surrealistisch anmutend, plötzlich der Boden wegrutscht und darunter verschiedene Dinge zum Vorschein kommen, wie die Leichen in einem Garten, in dem Polina nach Beeren sucht:

Пришла, стала собирать и чувствую: мои ноги проваливаются... Земля рыхлая под кустами... Свежевскопанная! И вдруг я поняла, что под моими ногами – человеческие тела. Плохо засыпанные... Мне стало так страшно. Я стала извиняться перед ними. Выскочила из этого сада и все извинялась (S. 246).

Obwohl es sich nicht um einen fiktionalen Text handelt, drängt sich beim Lesen die Interpretation des Bodens als Vor- oder Unterbewusstes, aus dem nur schwer zu verdrängende Inhalte herausquellen, geradezu auf. Der Gedanke an den Tod als das Ende der eigenen Zeitrechnung ist stets nahe und lässt sich nur schwer abwehren. Umso intensiver schreibt Polina Tagebuch, um etwas zu hinterlassen. Sie fühlt sich nicht nur durch die Bomben, sondern insbesondere aufgrund ihrer russischen Herkunft gefährdet, da sie viele Beispiele von Menschen kennt, die genau deshalb umgebracht wurden (siehe S.346, S.333, S.266, S.402, S.341, S.496). Schließlich, als sie wegen der Drohungen der tschetschenischen Nachbar/innen um ihr Leben fürchten müssen, suchen sich Polina und ihre Mutter eine neue Bleibe. Doch auch dort sind die Zeichen der Zerstörung unübersehbar, auch dort sind sie antirussischen Anfeindungen ausgesetzt, auch dort fühlen sie sich nicht sicher vor den alkoholisierten und gewalttätigen Nachbar/innen. Deshalb müssen sie nach nicht allzu langer Zeit erneut aufbrechen. Es scheint unausweichlich, irgendwann doch als Flüchtling weggehen zu müssen – in ein unbekanntes Land, wo sie niemand willkommen heißen wird. Ihr Weg führt ins Ungewisse. Sie fühlen sich, wie viele andere auch, trotz allem ihrer Heimatstadt verbunden.

Als einzige Alternative zur vom Krieg zerstörten Heimat und zum weiten, unbekanntem Rest der Russischen Föderation existiert in Polinas Fantasie ein anderer Ort jenseits dieser ganzen weltlichen Misere. Ihre Begeisterung für Ufos und Außerirdische kommt nicht von ungefähr. Sie träumt von einem neutralen Raum, in dem durchsichtige Wesen ohne Ethnie und Nationalität leben. Ein Ort, an dem Yoga, Islam und russische Kultur keine Gegensätze mehr bilden:

Снился сон: Я побывала на планете, где живые существа прозрачные. (...) Невероятно, но я там была! И эти «существа» возвели меня в четвертую степень по моим знаниям (S.40).

Auch die Zeitperspektive Polinas ist interessant. Sie fühlt sich nicht nur räumlich und was das gefühlte Alter betrifft sehr weit von ihren Altersgenoss/innen an anderen Orten dieser Welt entfernt, sie charakterisiert ihre Situation auch als archaisch, als etwas, was es eigentlich nicht mehr geben sollte. Oft vergleicht sie ihre Situation mit derjenigen der Opfer des zweiten Weltkrieges – auch sie mussten hungern, wurden verfolgt und getötet. Sie interessiert sich für Geschichte, für andere Kriege zu anderen Zeiten, in denen sie ihre eigene Situation widergespiegelt sieht.

Ein weiterer auffälliger Punkt ist die ständige Wiederholung einiger Ereignisse: Immer neue Verehrer machen Polina Heiratsanträge, die sie immer wieder ablehnt. Die Suche nach Essbarem, die Bombardierungen, die Anfeindungen – alles wiederholt sich mit leichten Variationen. Nur die Liebesgeschichte bildet so etwas wie einen Rahmen: Am Anfang das Kennenlernen Alladins, die Annäherung, dann der schnelle Verlust, die immer wieder enttäuschte Hoffnung und schließlich ein abschließendes romantisches Gedicht, das einem anderen Jungen, dem „Drachen“ Umar, gewidmet ist. Ein Ende, welches suggeriert, dass Polina in ihm einen Ersatz für Alladin gefunden haben könnte. Die heiße Phase des Krieges ist zu diesem Zeitpunkt vorbei, wenn auch das Leben in Grozny nach wie vor durch Hunger, Anschläge und Menschenrechtsverletzungen gekennzeichnet ist. Allerdings beruht der beschriebene Spannungsbogen wohl nicht auf einer bewussten Entscheidung der Tagebuchschreiberin, sondern vielmehr auf der Entscheidung des Verlages, das Tagebuch an dieser Stelle enden zu lassen. Polina Žerebcova hat durchaus weiter Tagebuch geführt, was etwa die eine größere Zeitspanne umfassende Publikation *Muravej v stekljannoj banke* (Žerebcova, 2014), zeigt. Hier wird, wie auch bei den Rechtschreibfehlern, die originalgetreu übernommen wurden, deutlich, dass verlagsseitige Entscheidungen für den Eindruck vom Gesamttext entscheidend sind.

Eine interessante Untersuchungsmöglichkeit stellt die Datierung der Tagebucheinträge dar. In manchen Monaten schreibt Polina fast jeden Tag, an anderer Stelle liegt mehr als ein ganzer Monat zwischen den Einträgen. Die große Lücke zwischen den Einträgen vom 9. September 2002 und dem 26. Oktober 2002 erklärt sie beispielsweise damit, dass kein Geld für ein neues Heft vorhanden war. Allerdings scheint in der Zwischenzeit nichts Gravierendes vorgefallen zu sein, zumindest berichtet sie nicht retrospektiv (wie sie es an anderen Stellen tut) davon.

Auffällig ist, dass Polina in der Zeit, in der der Krieg noch in vollem Gange ist, also September 1999 bis Juli 2000 sehr regelmäßig schreibt, danach dagegen seltener. Dies scheint die These zu bestätigen, dass vor allem der Krieg und das Bedürfnis, davon zu erzählen, als Schreibanlass dienen.

Im Allgemeinen notiert Polina sehr aufmerksam alle Daten und das Vergehen von Zeit, so als wäre dies die einzige Möglichkeit, Struktur in die chaotische Welt zu bringen, die sie umgibt. Sie begeht Todestage, Feiertage, Gedenktage, Jubiläen. Sie zählt, wie oft sie schon beim Karateunterricht war. Dennoch ist die Datierung manchmal fehlerhaft: Im Dezember 2001 folgt auf den 28. der 27. Dezember und dann erneut der 28. Einmal schreibt Polina, dass sie sich beim Datum unsicher ist: 29. Februar 2002 oder 1. März? Die Tatsache, dass diese Ungenauigkeiten im Nachhinein nicht berichtigt wurden, zeigt, ebenso wie die unkorrigierten Rechtschreibfehler, den Willen des Verlages, dass Tagebuch in möglichst „unberührtem“ Zustand zu lassen, damit es einen authentischen Eindruck auf die Leser/innen macht.

3.3 Schlüssel“motive“

Es gibt in Polinas Tagebuch etliche wiederkehrende Details, die allein aufgrund ihres häufigen Auftretens eine genauere Analyse nahe legen. Die Details, die ich, neben den immer wiederkehrenden Beschreibungen von Gewalt, Krankheit, Hunger und Tod, für zentral halte, sind folgende: *Das Kopftuch, das Buch, Namen, Außerirdische und Yoga*.

Meines Erachtens sind diese Details, auch wenn es sich um ein Tagebuch und nicht um ein bewusst durchkomponiertes Werk handelt, nicht zufällig und lassen sich – ebenso wie bei einem fiktionalen Text - auf einer höheren Abstraktionsebene interpretieren. Sie alle verweisen auf die eine oder andere Art auf das Thema Hybridität. Die Art, wie Polina sich positioniert und die eigene Identität im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten verhandelt, lässt sich an diesen Dingen besonders gut festmachen.

Das Kopftuch spielt in Polinas Aufzeichnungen immer wieder eine Rolle. Für sie symbolisiert das Kopftuch nicht die Unfreiheit und Unterdrückung der Frau, so wie es oftmals in der nicht-muslimischen Welt interpretiert wird, sondern hat eine ganz eigene Bedeutung. Anfangs sind es andere, die ihr das Tragen eines Kopftuches nahe legen, um nicht sofort als Russin erkannt zu werden und so besser vor gewaltsamen Übergriffen geschützt zu sein. Im Laufe der Zeit gewöhnt sie sich an das Kopftuch und findet es sogar schön. Sie mag bunte Tücher, die

geheimnisvolle, verhüllte Weiblichkeit. Bei einer besonderen Gelegenheit tauscht sie zum Zeichen der Freundschaft mit einer Bekannten das Kopftuch. Als in der Schule das Tragen eines Kopftuches plötzlich nicht mehr erlaubt ist, wehrt sie sich dagegen und macht sich über die ständig wechselnden Bestimmungen lustig. Das Kopftuch scheint nichts Fremdes, von außen Aufgezwungenes mehr zu sein, sondern eine bewusste Wahl. Etwas, das es Polina ermöglicht, trotz aller Anfeindungen von außen ihren Stolz und ihr Selbstbewusstsein nicht zu verlieren. Für sie stellen das Tragen eines Kopftuchs und die Forderung, auch als Mädchen statt einer frühen Heirat Zugang zu universitärer Bildung zu erlangen und ihren Interessen (z.B. im Karateverein) nachzugehen, keine Gegensätze dar. Das Kopftuch ist für sie kein Symbol der Unfreiheit, sondern bedeutet Schutz vor Blicken und Übergriffen. Außerdem ist es, statt, wie oft behauptet, alle Mädchen und Frauen unsichtbar und gleich zu machen, für Polina eher ein Zeichen von Emanzipation und Individualität als von Unterdrückung und Gleichschaltung. Im Sinne der bhabhaschen Vorstellungen von Hybridität und Mimikry ein Beispiel dafür, wie scheinbare äußerliche Konformität auch eine subversive Komponente haben kann und Nachahmungen niemals eine exakte Kopie sein können:

Я придумала по-своему (так здесь не надевают) носить головной платок! Как бедуины... Меня рассматривают молодые девчонки и «обезьяничают», повторяют нововведение. Многим понравилось! (S.246)

Paradoxerweise beklagt Polina sich, dass es augenscheinlich in Grozny keine Russen mehr gibt, weil alle versuchen, sich möglichst unauffällig zu verhalten und genauso gekleidet sind wie der tschetschenische Teil der Bevölkerung: „vse očēčeneli“ (S.266). Auf den ersten Blick bildet sie selbst mit ihrem Kopftuch keine Ausnahme, verbindet dies jedoch mit einem Beharren auf ihrer Einzigartigkeit und Eigenständigkeit. Sie ist der Meinung, niemanden zu imitieren - die anderen Mädchen seien es, die sie und ihren Stil nachäffen.

Ein weiteres wiederkehrendes Detail ist das Buch. Polina liest ständig Bücher und zitiert aus ihnen. Sie liest Bücher zum Thema Krieg, um ihre eigene Situation besser zu verstehen und von ihr abstrahieren zu können. Ihre Mutter erklärt russischen Soldaten anhand des eigenen Bücherregals, warum Russ/innen und Tschetschen/innen nicht unbedingt Feinde sein müssen und dass die tschetschenische Kultur nicht minderwertig und „barbarisch“, sondern voll von interessanten Traditionen und Kulturgütern sei, die es zu bewahren gilt. Während sie anfangs noch Zigaretten und Zeitungen auf dem Markt verkauft, wird Polina nach und nach zur Buchhändlerin. Sie berät ihre Kunden relativ professionell und hält bestimmte Bücher bereit.

Auch wenn sie damit (neben der Schule) nicht viel verdient, kann sie sich und ihre Mutter gerade so über Wasser halten. Sie ist keine Schriftstellerin, so wie sie es sich insgeheim erträumt. Dennoch verdient sie mit Büchern ihren Lebensunterhalt. Das Buch steht für Bildung, etwas, das für Polina einen hohen Stellenwert besitzt. Bildung beinhaltet für sie die Hoffnung, der Barbarei des Krieges irgendwann zu entkommen. Die Welt der Bildung ist eine Gegenwelt zur verrohten, von Gewalt, Zerstörung, Diebstahl, Lügen und Drogen geprägten Umgebung, in der sie lebt. Einen Schulabschluss zu erreichen und später eine Universität zu besuchen ist das Ziel, das sie vor Augen hat und welches es ihr ermöglicht, nicht zu verzweifeln. So sitzt sie, während um sie herum die Bomben fallen, mit einem Buch und einer Kerze da und lernt. Das Buch ist aber, wie auch das Kopftuch, etwas, was anderen teilweise nicht gefällt und sie zu etwas Besonderem macht. Zerstörte Bücher symbolisieren für sie die Sinnlosigkeit und Barbarei des Krieges. Interessanterweise ist es gerade das zerfetzte „grüne Buch“ Muḥammad al-Gaddafis, das sie in ein Antikriegsmuseum geben will (S.147), obwohl dieses Buch für viele wohl eher ein Symbol für tyrannische Gewaltherrschaft ist. Wie an anderen Stellen auch wird hier deutlich, dass Polina in einem anderen Bezugsrahmen mit anderen Symbolen und Überzeugungen lebt als viele der Leser/innen.

Ebenso auffällig ist Polinas Besessenheit von Namen. Dies mag damit zu tun haben, dass sie im Nachhinein und teilweise schon während des Schreibens alle Namen von lebenden Personen in ihrer Umgebung verändert hat, um im Falle einer Publikation deren Anonymität zu wahren, und, wie sie schreibt „dlja togo, ŝtoby ne brat' na sebja nedozvolennoe – ne byt' sud'ej!“ (S.349). Doch auch ihren eigenen Namen verändert sie ständig. Oft unterschreibt sie mit „Carevna Budur“, ein Spitzname, den Alladin ihr gegeben hat, aber auch mit „Fatima“, „Zulfija“ (S.258) oder „Nejši“. Dabei fällt auf, dass sie ausschließlich nicht-russische Namen wählt. Fatima ist, wie sie erklärt, ihr absoluter Lieblingsname. Polina dagegen gefällt ihr nicht. Namen und deren Herkunft haben im Alltag eine große Bedeutung. Menschen wechseln ihren Namen, um sich besser in die tschetschenische Gesellschaft zu integrieren. Bei Polina ist das Wechseln des Namens nur ein Spiel, sie entschließt sich nicht dazu, ihre Identität zu verschleiern, um es einfacher zu haben. Dennoch zeigt das Spiel mit den Namen, dass der Wunsch danach durchaus unterschwellig vorhanden ist. Sie zweifelt bloß daran, ob ein solcher „Identitätswechsel“ überhaupt möglich ist. Als eine Bekannte russischer Abstammung in eine tschetschenische Familie einheiratet und ihren Namen von „Maša“ in „Makka“ ändert, sieht sie das skeptisch und fragt sich, ob diese Veränderung dauerhaft Bestand haben kann bzw. ob die vollständige Integration in tschetschenische Kreise auf diese Weise gelingen

wird. Bei besagter Maša und anderen Menschen, die wie sie bekanntermaßen hybride Identitäten haben, gebraucht Polina Doppelnamen wie „Maša-Makka“ oder „Volodja-Vacha“, so als wolle sie verhindern, dass deren Hybridität durch zunehmende Assimilation vollständig in Vergessenheit gerät. Ähnliches gilt für folgendes Zitat, in dem es Polinas Mutter ist, die ausspricht, dass ein Namenswechsel ein Versuch ist, eine neue Identität zu erschaffen und jegliche Ambivalenzen sowie die eigene Hybridität hinter sich zu lassen. Manchmal kann dies lebensrettend sein:

И не зная, что мы от ее матери слышали имя ребенка - «Миша», она бойко соврала, что сделала документы. Что ее сын – Магомет. Мама подумала и сказала, что в нашей республике надо иметь два паспорта. Два имени. Две национальности. Чтобы выжить...Надя смолчала в ответ (S.253).

Dennoch heißt Polina diese Strategie nicht gut. Sie selbst freut sich, wenn sie – sei es auch scherzhaft, mit dem Doppelnamen Polina-Fatima gerufen wird. Für sie ist Hybridität etwas, das ihre Identität ausmacht und das sie nicht verstecken möchte.

Immer wieder erwähnt Polina Außerirdische und fliegende Untertassen. Auf Seite 365 zitiert sie ein Gedicht, in dem eine Außerirdische sich bei ihrem Geliebten dafür entschuldigt, dass sie es nicht bis zu seinem Planeten geschafft hat. Sie ist von der Existenz von UFOs überzeugt, die sie mit eigenen Augen gesehen haben will. Solche „fliegenden Untertassen“ symbolisieren für sie nichts Furchteinflößendes, sondern eine positive, fremde Macht, die, ebenso wie die weiter oben beschriebenen magischen Rituale, sogar die Kampfhandlungen kurzzeitig unterbinden kann:

Я видела НЛО! [...] НЛО у нас видели часто, особенно в период боевых действий. Непонятные летающие объекты висели гроздьями, собираясь в причудливые геометрические фигуры. Даже военные говорили об этом, а не только мирные жители. Почти все их видели. Иногда даже прекращались бои когда Они подлетали слишком близко. НЛО – это странное чудо (S.380).

Zu den übernatürlichen Kräften der Außerirdischen kommt noch deren völlige Fremdheit, die nicht mit irdischen Kategorien von Herkunft und Zugehörigkeit beschreibbar ist und diese in gewisser Weise transzendiert - was Polina selbst leider nicht gelingt und auch nicht gelingen kann. Dennoch passt die Fremdheit der Außerirdischen zu Polinas Gefühl von existentieller Einsamkeit und sie kann sich damit identifizieren.

Trotz ihrer eigenen Faszination für UFOs und Außerirdische hält Polina den Nachbarsjungen für verrückt, der überzeugt ist, dass die russischen Soldaten, von denen die Bewohner des Hauses abgeführt werden, außerirdische Agenten sind, da echte russische Soldaten seiner

Auffassung nach so etwas nie tun würden:

Юрочка, у которого повредился рассудок, внук бабки Нины, шептал мне про НЛО. Что солдаты не настоящие, что вместо них прилетели убийцы-пришельцы с другой галактики. А он ждал «своих друзей, русских», но совсем не пришельцев...(S.119).

Polina lehnt Juročkas Interpretation der Ereignisse als absurd ab, jedoch nicht, weil sie nicht an UFOs glaubt, sondern weil Außerirdische und UFOs für sie positiv konnotiert sind.

In eine ähnliche Richtung geht ihre Begeisterung für Yoga. Polina glaubt, dadurch höhere Bewusstseinsstufen erreichen und Dinge sehen zu können, die andere nicht sehen. Yoga zu praktizieren bedeutet für sie, einen möglichen Ausweg aus einer ausweglosen Situation zu suchen, die Kontrolle über das eigene Leben wiederzugewinnen, eine Transzendierung aller ethnischen und sonstigen Grenzen anzustreben und universelle Wahrheiten und allgemeingültige ethische Werte zu zelebrieren, die mit dem Alltag in Grozny wenig zu tun haben.

4 Fazit

Das *Dnevnik Žerebcovoj Poliny* ist auf den ersten Blick ein unprofessioneller, nicht-fiktionaler Text, der nicht unbedingt von literaturwissenschaftlichem Interesse zu sein scheint. So ist meine Analyse auch keine streng literaturwissenschaftliche, sondern eher eine kulturwissenschaftlich-postkoloniale. Dennoch lassen sich im Text viele interessante Beobachtungen machen, wie etwa die verwendeten Authentifizierungsstrategien, die auch in literarischen Texten zu finden sind, welche dokumentarische Schreibstrategien imitieren. Beim Lesen ergibt sich durch die Naivität und offensichtliche Spontaneität ein unbestreitbarer Eindruck von Authentizität, obwohl Polina als Erzählerin und Chronistin nicht immer zuverlässig erscheint.

Aus postkolonialer Sicht hat die Analyse gezeigt, dass Žerebcova, obwohl sie intrakulturelle Heterogenität statt interkulturelle Differenz betont und Symbole wie das Kopftuch für sich kreativ umdeutet, bestimmte Ost-West-Klischees perpetuiert, die von Said (1978) und späteren postkolonialen Theoretiker/innen einer eingehenden Kritik unterzogen wurden.

Žerebcova befindet sich in sozialer und soziologischer Hinsicht zwischen („meždu“) der dominanten und der subordinierten sozialen Gruppe, wobei in ihrem Umfeld die Rollen von Unterdrücker/innen und Unterdrückten nicht eindeutig festgeschrieben sind. Denn obwohl die

Russische Föderation formal ihre Vorherrschaft durchsetzt, wird dies von den Einwohner/innen Groznys keinesfalls als legitim empfunden und es sind gerade Menschen „mit russischem Nachnamen“ die in der sozialen Hierarchie ganz nach unten rutschen, einem schonungslosen „Othering“ unterzogen und Opfer von Gewalt werden. Diese Gewalt wird von vielen als legitim angesehen, da sie sich gegen Repräsentanten der „Kolonialmacht“ richtet, die ja auf ähnliche Weise die tschetschenische Kultur und Bevölkerung verteufelt. Dabei wird die Hybridität der tschetschenischen Kultur verleugnet und verdrängt, wie etwa an der Tatsache erkennbar ist, dass selbst der radikale tschetschenische Barde Timur Mucuraev seine Lieder auf Russisch singt, auf der Straße der Gebrauch der russischen Sprache allerdings verpönt ist. Es entstehen überzogene Vorstellungen von kultureller Reinheit und klarer Abgrenzbarkeit, denen kaum jemand gerecht werden kann.

Auch Žerebcova bedient sich des (post-)kolonialen Diskurses gegen den sie eigentlich anschreiben will. Sie teilt die Welt in „Ost“ und „West“ und benutzt Ausdrücke wie etwa „vostočnoe prítvorstvo“ und „vostočnaja skazka“, obwohl sie im nächsten Satz wiederum erklärt, dass die allgemeine Unaufrichtigkeit, Gerüchte und Lügen um sie herum der Situation geschuldet seien und nicht der „östlichen“ Mentalität der Tschetschen/innen. Denn vor dem Krieg hätten ja die verschiedenen Ethnien friedlich zusammengelebt. Sie versucht, Vorurteile abzubauen, die sich dann durch eine Hintertür in ihren eigenen Text wieder einschleichen. Selbst als ihre Mutter den jungen russischen Soldaten ihren Bücherschrank präsentiert und die reiche tschetschenische Kultur anpreist, die keinesfalls nur aus „unzivilisierten Wilden“ bestehe, bedient sie sich einer Art des Exotismus, mit der sie den von Said so sehr gerügten „Orientalisten“ in nichts nachsteht. Denn obwohl sie die tschetschenische Kultur nicht als „barbarisch“ darstellt, exotisiert sie diese.

Polina stammt eigentlich aus einer privilegierten Familie, ihr Großvater arbeitete beim Fernsehen. Sie wird als Repräsentantin der Kolonialmacht diskriminiert, ausgeschlossen und bedroht, obwohl sie sich bewusst als Hybridin positioniert. Hybride Identitäten werden in ihrem Umfeld nicht akzeptiert oder gar nicht erst wahrgenommen und so wird sie als Russin eingeordnet. Sie ist deshalb machtlos, weil sie als der verhassten Macht zugehörig gesehen wird. Wie viele andere „ethnische“ Russen auch, versucht sie sich bis zu einem gewissen Grad anzupassen, hat dabei aber immer ein Gefühl des Scheiterns. Vielleicht, weil sie sich trotz gewisser äußerlicher Formen der Anpassung zu selbstbewusst als dazwischen („meždu“) positioniert. Anderen, wie etwa Volodja-Vacha, der seine nicht-tschetschenische Herkunft durch besondere Religiosität und „Reinheit“ auszugleichen versuchte, schien dies aus Sicht

Polinas besser zu gelingen. In ihrem Fall kommt noch dazu, dass sie sich ein Stück weit die Weiblichkeit zurückerobern muss, derer sie durch ihr Streben nach Bildung und Selbstständigkeit in vieler Augen entbehrt.

Die tschetschenische Gesellschaft ist eine Gesellschaft mit traumatischer Vergangenheit. Polina erwähnt die Deportation der Tschetschen/innen nach Kasachstan auf Befehl Stalins im Jahre 1944. Jeder neue Kriegsausbruch fügte neue Gründe für Konflikte zwischen Russ/innen und Tschetschen/innen hinzu. Polina weiß, dass Tschetschenien und der Krieg unter dem sie zu leiden hat, im Bewusstsein vieler Menschen in Russland nur eine sehr marginale Rolle spielt, geradezu verdrängt wird. Für sie ist das Gegenteil der Fall: Noch mehrere Jahre nach der ersten Herausgabe ihres Tagebuchs spricht Žerebcova in ihren öffentlichen Äußerungen unablässig über diesen einen Ort und diesen einen Krieg. Dies tut sie jedoch, wie in ihrem Tagebuch, sehr eindrucksvoll und klar. Das Tagebuch schafft es, trotzdem oder gerade weil es nicht „professionell“ geschrieben ist, die Leser/innen in seinen Bann zu ziehen und die Schrecken des Krieges nachvollziehbar machen. Insofern hat Žerebcova ihr Ziel erreicht.

Eine Frage bleibt noch: Kann Žerebcova mit ihrer ungewöhnlichen Position und Sichtweise als „Subalterne“ bezeichnet werden? Gayatri Spivak würde dies wohl verneinen, da Žerebcova über genügend Ressourcen verfügte, um das Wort zu ergreifen, sich zu artikulieren, während sich Subalternität durch ein radikales Nicht-sprechen-können auszeichnet. Allerdings bleibt sie, was den öffentlichen Diskurs in Russland betrifft, dennoch eine randständige Figur. Oder findet diesbezüglich gerade eine Veränderung statt? Im Internet wird davon berichtet, dass das 2014 neu erschienene Buch *Muravej v steklannoj banke* in einigen Buchhandlungen Sankt Petersburgs und Moskaus zu den Verkaufsschlagern gehört.

5 Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz (2006). *Identität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Babtschenko, Arkadi (2006). *Die Farbe des Krieges*. Berlin: Rowohlt Berlin
- Bachtin, Michail M. (2008). *Chronotopos*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Barthes, Roland (1987). *S/Z*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Beumers, Birgit und Lipovetsky, Mark (2010). The desire for the real. *Documentary trends in contemporary Russian culture*. *The Russian Review*, 69, 559-562
- Bhabha, Homi (1994). *The Location of Culture*. London and New York: Routledge
- Blume, Peter (2004). *Fiktion und Weltwissen: Der Beitrag nichtfiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzählliteratur*. Berlin: Erich Schmidt Verlag
- Breinig, Helmbrecht und Lösch, Klaus (2006). „Transdifferenz“. *Journal for the Study of British Cultures*, 13, 105-122
- Breinig, Helmbrecht und Lösch, Klaus (2010). Forschungsfelder der Transdifferenz: Identität, Leiblichkeit und Repräsentation. In: Leyton, C.A.; Erchinger, P. (Hrsg.), *Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz*. Bielefeld: transcript Verlag, 37-58
- Butler, Judith (1990). *Gender trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge
- De Man, Paul (1979). *Autobiography as de-facement*. *Comparative Literature*, 94(5), 919-930
- Derrida, Jacques (1993). *La dissémination*. Paris: Éd. du Seuil
- DuPree Begos, Jane (1987). The diaries of adolescent girls. *Women's Studies Int. Forum*, 10(1), 69-74
- Eagleton, Terry (1994). *Einführung in die Literaturtheorie*. Stuttgart: J.B. Metzler
- Feldmann, Doris (2010). Differenzen ohne Ende? Möglichkeiten und Grenzen der Differenzkategorie aus kultur- und literaturwissenschaftlicher Sicht. In: Leyton, C.A.; Erchinger, P. (Hrsg.), *Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz*. Bielefeld: transcript Verlag, 59-70
- Foucault, Michel (1975). *Surveiller et punir – la naissance de la prison*. Paris: Gallimard
- Frosh und Baraitser (2009). Goodbye to identity? In: Elliott, A.; du Gay, P. (Hrsg.), *Identity in question*. London, Thousand Oaks, New Delhi, Singapore: Sage, 158-169

Fuchs, Martin (2010). Diskontinuierliche Prozesse: Die transformative Kraft der Übersetzung. In: Leyton, C.A.; Erchinger, P.(Hrsg.), *Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz*. Bielefeld: transcript Verlag, 113-132

Genette, Gérard (1990). Fictional narrative, factual narrative. *Poetics Today*, 11(4), 772-74

Genette, Gérard (1992). *Fiktion und Diktion*. München: Fink

Goralik, Linor (2002). Sobrannye list'ja (ob odnom i tom že, vseгда ob odnom i tom že). *NLO*, 54, unter: <http://magazines.russ.ru/nlo/2002/54/lgor.html> (abgerufen am 14.09.2014)

Graždanskoe sodejstvie (2013). Každyj molčit o svoem: istorija odnoj vojny, Moskau

Harshaw, Benjamin (1984). Fictionality and Fields of Reference. In: *Poetics Today*, 5, 227-251

Hettlage, Robert (2007). Europas vielfältiger Raum als Gegenstand von Identitätsmanagement. In: Deger, P.; Hettlage, R. (Hrsg.), *Der europäische Raum. Die Konstruktion europäischer Grenzen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 273-304

Karmodi, Ostap (2011). Books: In Grozny, A Girl Discovers the Aliens Among Us. *Transitions Online*, 11(29)

Kaspe, Irina (2010). Certificate of what? Document and Documentation in Contemporary Russian Literature. *The Russian Review*, 69, 563-584

Lejeune, Philippe (1998). Der autobiographische Pakt. In: Niggel, G. (Hrsg.), *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 214-257

Maier, Tanja und Balz, Hanno (2010). Orientierungen. Bilder des Fremden in medialen Darstellungen von Krieg und Terror. In: Thiele, M.; Thomas, T.; Virchow, F. (Hrsg.), *Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 81-102

Moore-Gilbert, Bart (1997). *Postcolonial Theory – Context, Practices, Politics*. London, New York: Verso

Lévinas, Emmanuel (1995). *Altérité et transcendance*. Font-Froide-le-Haut: Fata Morgana

Oswald, Ingrid (2007) Zur Dynamik staatlicher und ethnischer Grenzen in Osteuropa. In: Deger, P.; Hettlage, R. (Hrsg.), *Der europäische Raum. Die Konstruktion europäischer Grenzen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 71-85

Politkovskaja, Anna (2003). *Die Wahrheit über den Krieg*. Köln: DuMont

Prager, Jeffrey (2009). Melancholic Identities: Post-traumatic Loss, Memory and Identity Formation. In: Elliott, A.; du Gay, P. (Hrsg.), Identity in question. London, Thousand Oaks, New Delhi, Singapore: Sage, 139-157

Rösch, Gertrud Maria (2004). Clavis Scientiae : Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur. Tübingen: Niemeyer

Rozwandowicz, Anja (2010). Blinde Flecken hegemonialer Analyse? Ein Kommentar zu Andreas Reckwitz. In: Leyton, C.A. und Erchinger P. (Hrsg.), Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz. Bielefeld: transcript Verlag, 303-307

Sadulaev, German (2006). Ja - čečenec! Ekaterinburg: Ul'tra.Kul'tura

Said, Edward (1978). Orientalism. New York: Vintage

Searle, John R. (1979). The logical status of fictional discourse. In: Searle, J.R. (Hrsg.), Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts. Cambridge, 58-75

Šklovskij, Viktor (1969). Die Kunst als Verfahren. In: Striedter, J. (Hrsg.), Texte der russischen Formalisten I. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa. München: Fink, 3-35

Spits, Jerker (2008). Fakt und Fiktion. Die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Leiden

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008). Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant

Szczepanikova, Alice (2012). Becoming more conservative? Contrasting gender practices of two generations of Chechen women in Europe. European Journal of Women's Studies, 19, 475-489

Tarvas, Mari (2007). Die Widersprüche der Gattung Tagebuch. Interlitteraria, 12, 251-267

Thiele, Martina; Thomas, Tanja und Virchow, Fabian (2010) Medien, Krieg, Geschlecht – Dimensionen eines Zusammenhangs. In: Thiele, M.; Thomas, T.; Virchow, F. (Hrsg.), Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 19-44

Waldijk, Berteke (1993). Reading Anne Frank as a woman. Women's Studies Int. Forum, 16(4), 327-335

Žerebcova, Polina (2011). Dnevnik Žerebcovoj Poliny. Moskau: Detektiv-Press

Žerebcova, Polina (2014). Muravej v stklannoj banke. Čečenskie dnevniki 1994–2004. Moskau: Corpus